



1921
vom Luitpoldkrankenhaus
zum Luitpold-Campus 2021
Band 1

ISBN 978-3-00-070503-8

9 783000 705038

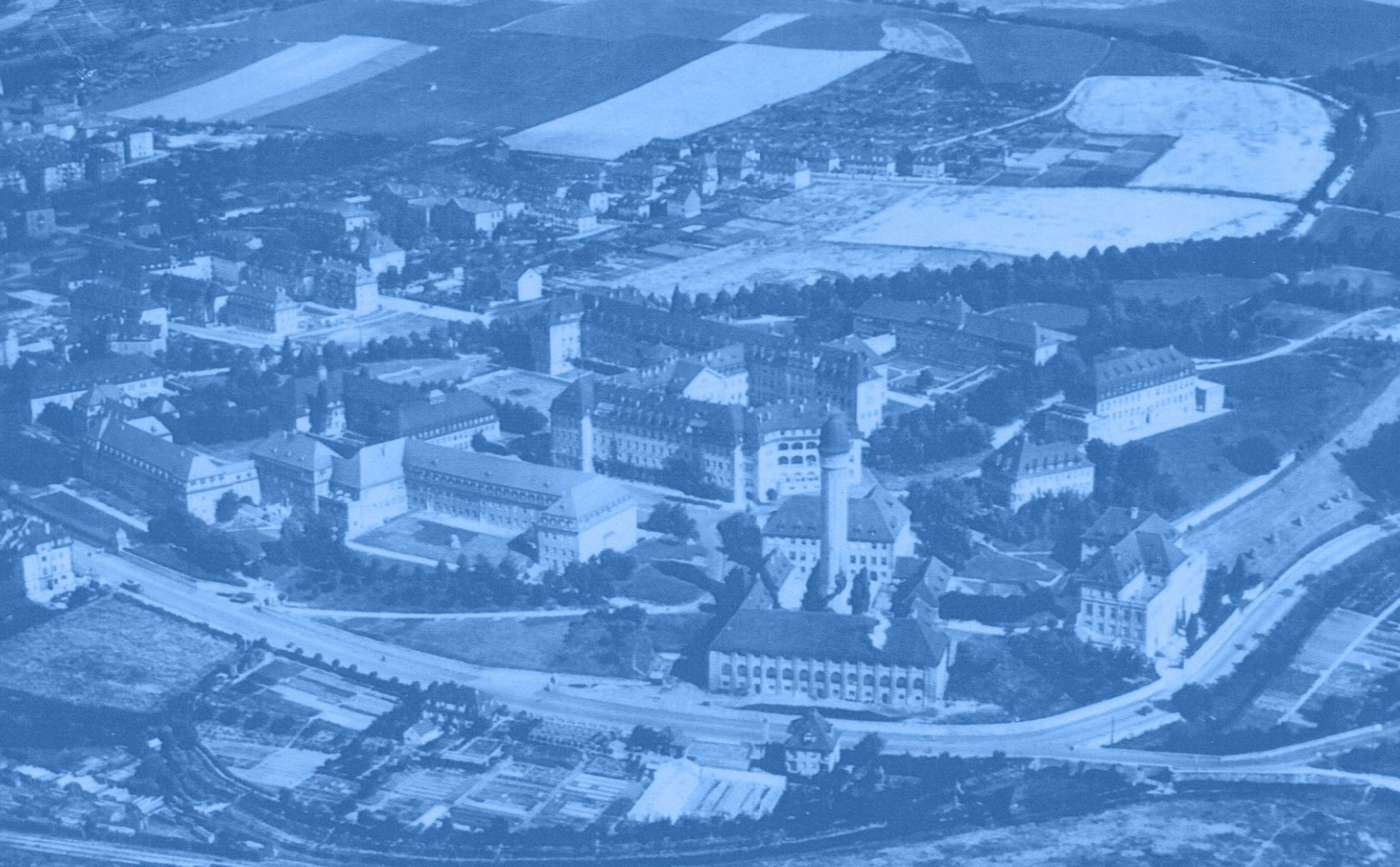
Universitätsklinikum Würzburg



Am 2. November 1921 –
pünktlich zum Semesterbeginn
– konnte das ‚Staatliche
Luitpoldkrankenhaus‘ eingeweiht
werden. Vorausgegangen waren
mehr als ein Vierteljahrhundert
zäher Verhandlungen und kriegs-

bedingter Verzögerungen. Seitdem hat sich viel getan: Auf schwierige Anfangsjahre folgten Krieg, Zerstörung, Wiederaufbau und stufenweiser Ausbau des Universitätsklinikums in Grombühl bis hin zum Einzug in ZOM und ZIM Anfang des 21. Jahrhunderts. Heute ist der ‚Luitpold-Campus‘ nicht nur Sitz von Kliniken und Universitäts-Instituten, sondern auch Standort bedeutender Forschungseinrichtungen. Der vorliegende Band blickt in Bild und Text auf einhundert Jahre bewegter Geschichte zurück und greift dabei auch viele Zeitzeugenberichte auf.

Der Autor, Andreas Mettenleiter (Jg. 1968), Arzt und Medizinhistoriker, beschäftigt sich seit seiner Würzburger Studienzeit mit der Würzburger Medizingeschichte.





1921

vom Luitpoldkrankenhaus
zum Luitpold-Campus

2021

Band 1

Andreas Mettenleiter
Würzburg 2021

Mehr als eine Dokumentation

Wer in der Zukunft lesen will, muss in der Vergangenheit blättern. Mit diesen Worten des französischen Schriftstellers und Politikers André Malraux laden wir Sie ein, auf den folgenden Seiten in die vergangenen 100 Jahre des später als Universitätsklinikum Würzburg bekannten Luitpoldkrankenhauses einzutauchen. Begleiten Sie uns blättern auf einem Gang durch dessen Geschichte! Vom Neubeginn der Würzburger Universitätsmedizin in gleichzeitig prunkvollen wie funktional topmodernen Bauwerken über die zum jeweiligen Entstehungszeitpunkt immer wegweisenden Gebäude der späteren Jahrzehnte bis zum Ausblick auf das Klinikum der Zukunft auf unserem Nordgelände.

Zwischen den großen strukturellen Entwicklungslinien und wichtigen Einzelereignissen scheint dabei immer wieder auf, dass es Menschen – ob nun Individuen oder Gruppen – waren, welche die Geschehnisse und den Charakter des Großkrankenhauses prägten. Mit dem Blick auf dunkle und lichte Epochen mag dieser Band demnach nicht nur der Dokumentation dienen, sondern auch zur Reflexion anregen. Dessen ungeachtet darf bei so mancher der integrierten Anekdoten aber durchaus auch geschmunzelt werden.

In jedem Fall wünschen wir eine interessante Lektüre!

Prof. Dr. Jens Maschmann

Philip Rieger

Marcus Huppertz

Prof. Dr. Matthias Frosch

ISBN 978-3-00-070503-8

© 2021 Universitätsklinikum Würzburg

Vom Luitpoldkrankenhaus zum Luitpold-Campus 1921-2021. Bd. 1.

Herausgegeben vom Vorstand des Universitätsklinikums Würzburg und bearbeitet von Andreas Mettenleiter.

Würzburg: Universitätsklinikum Würzburg 2021

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie. Detaillierte bibliographische Angaben sind im Internet unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Design & Konzept: SMI, Stabsstelle Design, UKW Würzburg

Layout & Satz: Brandort markenschmiede GmbH, Würzburg

Gesamtherstellung: bonitasprint gmbh, Würzburg



Dr. Markus Söder
Bayerischer Ministerpräsident

Das Universitätsklinikum Würzburg genießt als medizinische Forschungseinrichtung weltweites Ansehen. Zugleich ist es ein leistungsfähiges Krankenhaus der Maximalversorgung und bietet den Bürgerinnen und Bürgern der gesamten Region Zugang zu Spitzenmedizin. Dabei kann das Klinikum auf eine mehr als 400-jährige Tradition zurückblicken. Ein wichtiger Schritt seiner Geschichte war der Bezug eines eigenen Gebäudes im Jahr 1921. Das Klinikum zog damals aus dem Julius-Spital in das neu errichtete Krankenhaus in Grombühl.

Das Universitätsklinikum Würzburg steht beispielhaft für das Ziel der Bayerischen Staatsregierung, Spitzenforschung mit einer exzellenten Ausbildung des medizinischen Nachwuchses sowie einer optimalen, wohn-

ortnahen Versorgung der Patientinnen und Patienten zu verbinden. Daran wird die bayerische Politik auch künftig festhalten.

Die erfolgreiche Arbeit des Klinikums wäre nicht möglich, ohne das Engagement von Wissenschaftlern und Ärzten, der Pflegekräfte, des technischen Personals und der Verwaltung. Gerade in Zeiten der Pandemie leisten sie Außerordentliches. Das verdient Dank und Anerkennung.

Alles Gute für die weitere Arbeit!



Barbara Stamm
Präsidentin des Bayerischen
Landtags a.D.

Meine herzlichen Glückwünsche zum 100-jährigen Bestehen des Luitpold-Campus am Universitätsklinikum Würzburg! Nie wurde deutlicher sichtbar, niemals haben wir so stark zu spüren bekommen, wie wichtig eine verlässliche Gesundheitsversorgung ist! Gerade in den herausfordernden Zeiten einer Pandemie ist es für die Menschen von großer Bedeutung, eine hervorragende Krankenhausversorgung zu haben, da dies auch eine Vertrauensbasis schafft. In 100 Jahren ist hier eine großartige Struktur gewachsen. Aus dem viel versprechenden, frisch gepflanzten Schössling, der das Luitpold-Krankenhaus vor hundert Jahren war, ist ein weit verzweigter, starker Baum gewachsen. Und die Äste dieses Baumes tragen reiche Früchte! Neben der qualitativ hervorragenden Gesundheitsversorgung, die hier für die Menschen

seit einhundert Jahren vor Ort geleistet wird, können wir auch stolz auf den Wissenschaftsstandort sein, der hier in Würzburg geschaffen wurde. Die Medizin der Zukunft braucht eine exzellente Forschung, die Förderung innovativer Ideen und vor allen Dingen auch die Ausbildung hoch engagierter und fachlich bestens qualifizierter Nachwuchskräfte!

Wir können uns glücklich schätzen, dass diese anspruchsvollen Anforderungen beispielhaft erfüllt sind und hier in Würzburg als gewachsene Struktur verwirklicht werden konnten!

Mein herzliches Vergelt's Gott an all diejenigen, die am Erfolg dieses „Jahrhundertwerks“ beteiligt waren und sind!



Bernd Sibler

Bayerischer Staatsminister
für Wissenschaft und Kunst

Die Eröffnung des Luitpoldkrankenhauses vor 100 Jahren stellt einen zentralen Meilenstein in der Entwicklung des traditionsreichen Universitätsklinikums Würzburg dar. Zusammen mit der Julius-Maximilians-Universität, der ältesten bayerischen Landesuniversität, hat das UKW die Geschichte der Stadt Würzburg nicht nur nachhaltig geprägt, sondern auch intensiv mitgestaltet.

Würzburg ist ein Fixpunkt der bayerischen Wissenschaftslandschaft und gerade in der Medizin ein national wie international höchst renommierter Forschungsstandort, dessen Medizinische Fakultät auf eine mittlerweile fast 400-jährige Tradition zurückblicken kann. Aber auch die Rolle des Klinikums als essentieller Krankenversorger und Arbeitgeber in der Region darf nicht unterschätzt werden. Das Universitätsklinikum Würzburg ist der einzige Maximalversorger in Unterfranken und leistet europaweit sichtbare Krankenversorgung auf höchstem Niveau. Die herausragende Qualität der akademischen Lehre wird von den Studentinnen und Studenten ebenso geschätzt wie von den Einrichtungen, die die Würzburger Absolventinnen und Absolventen nur zu gerne einstellen.

Auch das Stadtbild wurde und wird durch das Universitätsklinikum mitbestimmt. Das Luitpoldkrankenhaus hat dabei insbesondere den Stadtteil Grombühl geprägt und aufgewertet. Diese Tradition soll dort nun fortgesetzt werden: Mit den für die nächste Dekade geplanten Neubauten der Kopfkliniken und des Zentrums Frauen-Mutter-Kind auf dem 2019 erworbenen „Erweiterungsgelände Nord“ positioniert sich das Universitätsklinikum für die Zukunft. Sei es die Etablierung eines Hebammenstudiengangs oder die Umsetzung der neuen Ärztlichen Approbationsordnung: Die medizinischen Berufe stehen vor einem tiefgreifenden Wandel. Die Ausbildung wird stärker berufsübergreifend und kompetenzorientiert sein und mehr Praxisnähe beinhalten. Würzburg bietet hierfür optimale Bedingungen und ist für die kommenden Herausforderungen bestens gewappnet. Ich gratuliere sehr herzlich zum 100-jährigen Jubiläum des Luitpold-Campus und bin überzeugt, dass in Würzburg auch künftig Forschung, Lehre und Patientenversorgung auf höchstem Niveau zuhause sind und so diese großartige Erfolgsgeschichte fortgeschrieben wird.

Bernd Sibler



Prof. Dr. Paul Pauli

Präsident Julius-Maximilians-
Universität Würzburg

Die Einheit aus medizinischer Forschung, Lehre und Patientenversorgung hat in Würzburg gute und lange Tradition. Als die Universität 1402 gegründet wurde, sollte auch eine Medizinische Fakultät nicht fehlen. Nach der Bestätigung des päpstlichen Privilegs und der Wiedereröffnung im Jahr 1582 wurde durch Verbindung der Medizinischen Fakultät mit dem Krankenhaus Juliusspital das Universitätsklinikum ins Leben gerufen. Das UKW kann somit auf eine mehr als 400-jährige Geschichte zurückblicken und gehört zu den ältesten Universitätsklinikum Deutschlands. Ein wichtiger Meilenstein in der Entwicklung unseres Universitätsklinikums war die Eröffnung des Luitpoldkrankenhauses am 2. November 1921 – dieses Jubiläum des Klinikums und der JMU feiern wir heute. Die in der Würzburger Innenstadt untergebrachten Kliniken stießen Ende des 19. Jahrhunderts zusehends an ihre räumlichen und organisatorischen Grenzen. Mit dem Umzug in den Würzburger Stadtteil Grombühl vor 100 Jahren war das Fundament gelegt für den bis heute in stetigem Wachstum begriffenen Luitpold-Campus.

Seitdem hat sich das Universitätsklinikum zahlreiche neue, zukunftsweisende Entwicklungsmöglichkeiten erschlossen. Wir haben heute

ein Krankenhaus der Maximalversorgung, mit 19 Kliniken, diversen Forschungseinrichtungen, über 7.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie rund 3.000 Medizinstudierenden. Zusammen mit der Universität ist das Klinikum der größte Arbeitgeber in der Region und ein bedeutender Wirtschaftsfaktor in Mainfranken. Und die Entwicklung geht weiter. Mit den gestiegenen Patientenzahlen hat sich auch die Zahl der Kliniken, Lehrstühle und Forschungseinrichtungen vergrößert. In den nächsten Jahren werden v. a. auf dem „Erweiterungsgelände Nord“ mehrere vielversprechende Bauprojekte realisiert. Die JMU ist stolz auf diese hervorragende Entwicklung des Universitätsklinikums, die es immer mit Nachdruck unterstützt hat und auch weiter unterstützen wird.

Im Namen der Universität Würzburg gratuliere ich zum 100-jährigen Jubiläum des Luitpoldkrankenhauses und wünsche dem UKW, dass es seine Erfolgsgeschichte einer Forschung, Lehre und Patientenversorgung auf höchstem Niveau noch lange fortschreibt.

P. Pauli



Christian Schuchardt
Oberbürgermeister

Eine gute Gesundheitsversorgung ist für die Lebensqualität essentiell. Die Würzburger Bevölkerung kann sich daher glücklich schätzen, in einer Stadt mit einem besonders leistungsfähigen Gesundheitswesen zu leben. Als einziges Krankenhaus der Maximalversorgung im Umkreis von 100 Kilometern spielt das Universitätsklinikum dabei eine zentrale Rolle. Die Corona-Pandemie hat noch einmal unterstrichen, wie unentbehrlich es für die Krankenversorgung und das Krisenmanagement in Stadt und Region ist.

Darüber hinaus ermöglicht das Klinikum der Medizinischen Fakultät die exzellente Erfüllung ihrer Aufgaben in Forschung und Lehre. Die Spitzenforschung, die hier geleistet wird, trägt wesentlich zum internationalen Renommee unseres Wissenschaftsstandortes bei und kommt in Form modernster Therapiestandards wiederum den Patienten zugute. Und nicht zuletzt ist das UKW ein bedeutender Wirtschaftsfaktor – als einer der größten Arbeitgeber in der Region und als ein Großunternehmen, das jährlich Güter und Dienstleistungen für einen dreistelligen Millionenbetrag nachfragt.

Hinzu kommen kontinuierlich enorme staatliche Investitionen. Als Oberbürgermeister bin ich dem

Freistaat sehr dankbar, dass er keine Kosten scheut, damit das UKW seine buchstäblich lebenswichtigen Aufgaben in der Krankenversorgung sowie in Forschung und Lehre auch in Zukunft optimal erfüllen kann. Für die Stadt Würzburg bedeutet es eine erhebliche Entlastung, kein eigenes Krankenhaus unterhalten zu müssen. Allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern danke ich von ganzem Herzen für die großartige Arbeit, die sie tagtäglich ebenso engagiert und empathisch wie kompetent und professionell leisten.

Die Inbetriebnahme des Standorts Luitpoldkrankenhaus am 2. November 1921 war ein bedeutender Meilenstein in der beeindruckenden Erfolgsgeschichte einer der ältesten Universitätskliniken Deutschlands. Mit meinen Glückwünschen zum Jubiläum verbinde ich die Hoffnung auf eine ebenso gute Zukunft – zum Wohl der Menschen in unserer Stadt und Region und darüber hinaus!



Thomas Eberth
Landrat

Die Gesundheit ist zwar nicht alles, aber ohne Gesundheit ist alles nichts.“ Kaum ein Zitat des Philosophen Arthur Schopenhauer ist uns so geläufig wie dieses. Weniger bekannt, aber ebenso einleuchtend, ist sein Satz „Neun Zehntel unseres Glücks beruhen allein auf der Gesundheit“. Welchen Stellenwert die Gesundheit besitzt, wurde Schopenhauer während seines Medizinstudiums bewusst.

Uns hat die Corona-Pandemie eindrücklich vor Augen geführt, wie wichtig medizinische Versorgung, aber auch Klinische Forschung und Entwicklung sind. Das Universitätsklinikum Würzburg nimmt als überregionaler Gesundheitsversorger und Wissenschaftsstandort von nationalem wie internationalem Renommee eine ganz zentrale Rolle beim Schutz von Leben und Gesundheit ein. Vor 100 Jahren begann die ebenso ereignis- wie erfolgreiche Geschichte des Luitpold-Campus. Zu diesem besonderen Jubiläum gratuliert der Landkreis Würzburg sehr herzlich. Für die Menschen in unserer Region ist die medizinische Spitzenversorgung durch das UKW ein großer Glücksfall. Zudem ist das Klinikum ein sehr wichtiger und attraktiver Arbeitgeber in der Region.

Die Stärke des Universitätsklinikums hängt eng mit der kontinuierlichen Weiterentwicklung

des Luitpold-Campus zusammen. Dem rasanten medizinischen Fortschritt folgend, gründeten sich neue Kliniken und trugen der zunehmenden Spezialisierung Rechnung. Dabei stieß Würzburg beispielgebende Entwicklungen an. So nahm das erste Kopfklinikum Deutschlands 1974 in Würzburg seinen Betrieb auf. Und auch die im internationalen Vergleich herausragende Krebsforschung am Standort Würzburg macht vielen Menschen Hoffnung, dass wir in der Zukunft allen helfen können, die die Diagnose Krebs ereilt.

Der Rückblick auf die Geschichte des Luitpold-Campus ist ebenso spannend wie der Ausblick in die Zukunft. Mit dem Neubau der Klinik für Strahlentherapie, dem ersten Helmholtz-Institut am Standort Würzburg und den umfangreichen Planungen auf dem „Erweiterungsgelände Nord“ sind die Weichen für eine weiterhin herausragende medizinische Versorgung, Forschung und Entwicklung in der Region gestellt.

Ich danke allen, die sich täglich um das Wohl der Patientinnen und Patienten kümmern oder mit ihrer Forschungsarbeit dazu beitragen, dass wir gesund bleiben oder wieder gesund werden dürfen.

Zu diesem Buch

Als das Luitpoldkrankenhaus 1921 offiziell eröffnet wurde, bewundern Zeitgenossen das modernste Großkrankenhaus auf deutschem Boden, das vor den Toren Würzburgs auf der grünen Wiese entstanden war: Ein Meilenstein in der Geschichte von Stadt und Universität. Mindestens ebenso staunenswert ist, was sich daraus bis heute zu einer unübersehbaren Fülle an Kliniken, Instituten, Forschungs- und Lehrinrichtungen, interdisziplinären Zentren und Netzwerken entwickelt hat.

Hinter dem hochkomplexen, nie stillstehenden Uhrwerk ineinandergreifender Rädchen stehen Menschen – Ärzte, Patienten, Studierende, Pflege- und Laborfachkräfte, Wissenschaftler, Verwaltungsangestellte, technischer Dienst, Küche, Apotheke, Wäscherei – um nur einige von ihnen zu nennen. Sie alle haben das Luitpoldkrankenhaus in ihrer Zeit erlebt, erfahren und in Teilbereichen mitgestaltet.

Für Außenstehende sind die Strukturen des Universitätsklinikums schwer durchschaubar: Nicht alles ist in einem Guss entstanden, vieles historisch gewachsen und alles angesichts rasanter wissenschaftlicher Fortschritte, Subspezialisierung und gesellschaftlicher Veränderungen einem steten Wandel unterworfen.

Neubauten schufen Raum, in den andere Kliniken oder Institute zeitweilig oder dauerhaft einzogen, wie die Frauenklinik, die 1934 nach Grombühl folgte und der Medizinischen Poliklinik eine angemessene Heimstatt ermöglichte. Die erfolgreiche Bekämpfung der Volkskrankheiten Tuberkulose, Poliomyelitis, Rachitis und der Geschlechtskrankheiten veränderte Fachdisziplinen und machte Gebäude obsolet, während neue gesundheitliche Herausforderungen, aber auch neue Therapiemöglichkeiten bauliche und organisatorische Lösungen erforderten.

Für die vorliegende Festschrift stellte sich die Herausforderung, die Faktenfülle so zu bearbeiten, dass alles so angemessen wie ausgewogen berücksichtigt wird. Dies konnte nur durch bewusste Reduktion auf Exemplarisches gelingen – eine erschöpfende Darstellung ist im vorgegebenen Rahmen nicht möglich. Auch erfordert die „Gleitsichtbrille“ des Medizinhistorikers einen zeitlichen Mindestabstand, um Ereignisse in größere Zusammenhänge einordnen zu können.

Ziel war es daher, grobe Entwicklungslinien aufzuzeigen und Zusammenhänge deutlich zu machen, die in der Fülle von Einzelinformationen oft unterzugehen drohen – der Rückblick bietet Gelegenheit, innezuhalten, um über das „Woher“ und „Wohin“ nachzudenken, über Zeitgeist und zeitweiligen Ungeist.

Wo das nicht ganz gelang, d.h. Dinge nicht knapp, sondern etwas verkürzt dargestellt sind, sei der Leser um Nachsicht gebeten. Aspekte, die hier zwangsläufig zu kurz kommen, bieten Anstoß für künftige Einzeluntersuchungen; für die NS-Zeit ist dies bereits in Vorbereitung.

Zudem sei auf den zweiten Band verwiesen, in dem die Geschichte der einzelnen Kliniken geschildert wird.

Mein Dank gilt dem Klinikums-Vorstand, der mir diese Aufgabe anvertraut hat, vielen Zeitzeugen, die in den vergangenen Jahren über ihre Erlebnisse berichtet und private Fotos zur Verfügung gestellt haben sowie Mitarbeitern von Stadtarchiv, Bauamt, Universität und Klinikum, besonders auch dem Design-Team.

Andreas Mettenleiter

Vom Juliuspsital zum Luitpoldkrankenhaus

Klinikumsgeschichte in Kurzform	16
Grundkonstellationen und Grundkonflikte	20
Konkrete Planungen ab 1895	24

Epochen

Schwierige Anfänge (1921-1933)	42
Im Schatten des Hakenkreuzes (1933-1945)	52
Zerstörung und Jahre des Wiederaufbaus (1945-1970)	66
Ausbau und neue Konzepte (1970-2004)	84
ZIM, ZOM, Rudolf-Virchow-Zentrum ...	90



Vom Juliuspital
zum Luitpoldkrankenhaus

Klinikumsgeschichte in Kurzform

Geschichte des Würzburger Universitätsklinikums in Kurzform

Vier Epochen in der Entwicklung der Universitätskliniken bis 1921

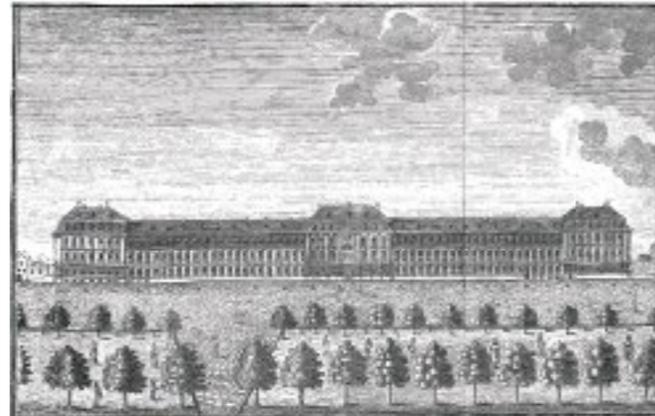
Anfangsjahre

Zeitgleich mit der Universitätsgründung 1582 werden im Juliuspital erste Kranke aufgenommen und von Arzt und Chirurgus behandelt. Obwohl die Statuten der Medizinischen Fakultät von Anfang an gelegentlichen Unterricht am Krankenbett vorsehen, nutzt die Universitätsmedizin die Chance kaum und verharret auf eher provinziellem Niveau, während das Spital floriert.

Anfang des 18. Jahrhunderts überlassen die Fürstbischöfe den Medizinern den Spitalgarten zur Umwandlung in einen Botanischen Garten, das Apothekenlabor für die Experimentalchemie und den Gartenpavillon zur Einrichtung eines Anatomischen Theaters. Wiederholte Bemühungen, namhafte Mediziner nach Würzburg anzuwerben, scheitern.

Juliuspital und
Juliuspromenade.
Kupferstich von 1809.

Gründungsbau des
Juliuspitals um 1600.
Kupferstich v. G.
Bodenehr.



Entstehung der Kliniken

Drei zukunftsweisende Entscheidungen Fürstbischof Franz Ludwig von Erthals begründen eine erste Blütezeit der Universitätskliniken:

1. 1786 entsteht eine Krankenkasse für Handwerksgesellen (ergänzt 1801 um das Pendant eines Dienstboteninstituts): Gegen einen mäßigen Beitrag werden Versicherte im Spital unentgeltlich gepflegt.
2. 1786 bis 1793 wird der „Kuristenbau“ (zur Juliuspromenade hin) als modernes Armenkrankenhaus neu gebaut.
3. Durch die Förderung fähiger Mediziner (Internist Franz Meinolph Wilhelm, Chirurg Carl Caspar Siebold), die systematisch einen klinischen Unterricht einführen, zieht Würzburg bald Mediziner aus ganz Süddeutschland an.

Siebolds Söhne Christoph, Barthel und Adam Elias („Academia Sieboldiana“) leiten bzw. gründen die Medizinische, Chirurgische und Geburtshilfliche Klinik. Hohe Patientenzahlen,

obligatorische Sektionen, sorgfältiger Unterricht in den Grundlagen (Anatomie, Pathologie, Botanik, Zoologie) schaffen ein überzeugendes Konzept, das politisch unruhige Zeiten übersteht und eine Verlagerung der Universität nach Bamberg abzuwehren hilft. Johann Lukas Schoenlein führt die Medizinische Klinik zu Ruhm und Ansehen.

Ein frühes Bio-Zentrum

1854 werden die der Universität und dem Spital „gemeinsamen Attribute“ (Anatomiepavillon, Botanischer Garten, Chemiegebäude) getrennt: Das neuerrichtete, geräumige Medizinische Kollegienhaus versammelt Anatomen, Pathologen, Botaniker, Chemiker, aber auch im Labor forschende Internisten und Chirurgen unter einem Dach. Die neu gegründete Physikalisch-Medizinische Gesellschaft bietet ihnen ein Forum zum interdisziplinären Austausch. Franz Rineckers gute Kontakte nach München ermöglichen die Berufung europaweit bedeutender Mediziner, darunter Rudolf Virchow, Albert Koelliker, Franz Kiwisch von Rotterau, später Heinrich Bamberger und Friedrich Wilhelm Scanzoni. Bis zum Ende des Jahrhunderts gehören die Würzburger Kliniken zu den besuchtesten im deutschsprachigen Raum. Entlastung angesichts steigender Patienten und Studentenzahlen bringen die neue „Kreis-Irrenanstalt“ in Werneck und der Aus-

zug der Psychiatrischen Klinik 1888 in den neuen Stadtteil Grombühl.

Aufschwung der Naturwissenschaften

1890 entsteht im Juliuspital-Garten ein hochmodernes Operationsaalgebäude. Der Abbruch der Stadtbefestigung ermöglicht den Bau geräumiger vorklinischer Institute („Paläste der Naturwissenschaften“) in unmittelbarer Spitalnähe (später „Röntgenring“). Private Stiftungen führen zum Bau von Augenklinik, Zahnklinik und König-Ludwig-Haus. Ab Mitte der 1890er Jahre wird über die Erweiterung bzw. den Neubau eines Universitätskrankenhauses mit oder ohne Beteiligung des Juliuspitals diskutiert: 1912 beginnen die Bauarbeiten in Grombühl, die durch den Krieg ins Stocken geraten.

Anatomisches Institut
um 1900. Zeitgen.
Ansichtskarte.



Das Medizinische
Kollegienhaus um 1870.
Getönte Lithographie.

Hundert von 440 Jahren

Vier Epochen in der Entwicklung der Universitätskliniken seit 1921



Weitgehend unbebaute Umgebung. Zeitgenössische Ansichtskarte.

Umzug nach Grombühl

Zum Wintersemester 1921/22 ziehen die ersten Kliniken um. Konkurrenzängste gegenüber dem Juliusspital erweisen sich schon nach wenigen Jahren als gegenstandslos; eine neue Straßenbahnlinie verbessert die Verkehrsanbindung. 1934 siedeln auch die Frauenklinik und 1938 das Hygienische Institut nach Grombühl. Neurologie und Neurochirurgie erhalten als Abteilungen der Medizinischen und Chirurgischen Klinik eine gewisse Eigenständigkeit.

Während des Dritten Reiches wird die universitäre Autonomie eingeschränkt: Drei Mediziner prägen als „Führerrektoren“ auch die Universitätskliniken. An der Frauenklinik finden Zwangsabtreibungen und Zwangssterilisationen statt. Ab 1939 beeinträchtigen Einberufungen von Ärzten und Studenten sowie die Einrichtung von Lazaretten den Klinikbetrieb.

Zerstörung und Wiederaufbau

Massive Kriegszerstörungen und die radikale Entnazifizierung nach der amerikanischen Eroberung führen zu einer zweijährigen

Unterbrechung des Lehrbetriebs, während die ausgelagerten Kliniken bald in die wiederaufgebauten Gebäude zurückkehren. Autoritäre, tatkräftige Chefarztpersönlichkeiten prägen als „Halbgötter in Weiß“ zusammen mit den Ordensschwestern die Phase von Wiederaufbau und Ausbau des Klinikums.



Blick über Ruinen. Photographie eines US-Soldaten.



Neue Konzepte

Die fortschreitende Spezialisierung, steigende Patientenzahlen und das Phänomen der „Massenuniversität“ erfordern neue Konzepte: Im Kopfklinikum werden Neuro-Kliniken sowie Augen- und HNO-Klinik, im

Neubau der Nervenklinik Psychiatrie und Kinderpsychiatrie in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander untergebracht. Der Rückzug der Ordensschwestern löst vorübergehend einen Pflegenotstand aus, das Bedside-Teaching steigert den Personalaufwand. Durch Zentrallabor, Ausbau der Zentralapotheke, Intensivstation sowie die Klinik für Anästhesiologie und die Klinik für Radiologie entstehen Synergieeffekte.

Umzug ins ZOM und ZIM

Der Bezug von ZOM und ZIM schafft Raum auch für künftige Entwicklungen und führt operative und konservative Fächer räumlich zusammen. Rudolf-Virchow-Zentrum, Zentrum für Experimentelle Molekulare Medizin (ZEMM), Deutsches Zentrum für Herzinsuffizienz (DZHI) sowie weitere interdisziplinäre Zentren, Forschungsverbünde, Netzwerke innerhalb des Klinikums und in die Region koordinieren und bündeln Patientenversorgung und Forschung. Ein studentisches Skills-Lab und ein Simulationszentrum erweitern die Ausbildungsmöglichkeiten von Studenten und Assistenten. Ein Teil des Geländes nördlich von ZOM und ZIM konnte vom Juliusspital 2019 für den weiteren Ausbau des Universitätsklinikums erworben werden.

Als revolutionär galt seinerzeit das Konzept des Kopfklinikums.



Mit dem Einzug in ZOM und ZIM begann eine neue Ära.

Grundkonstellationen und Grundkonflikte

Mit Juliusspital und Universität schuf Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn 1576 und 1582 in Würzburg zwei bedeutende Institutionen, die bis heute Bestand haben und Stadt und Region über Jahrhunderte hinweg maßgeblich prägten. Beide Einrichtungen waren wichtige Bausteine eines umfassenden Rekatholisierungskonzeptes und einander zu wechselseitiger Subsidiarität verpflichtet; dem Juliusspital kam, wie in den Universitätsstatuten von 1587 festgehalten ist, neben vielen anderen sozialen Aufgaben von Anfang an auch die Rolle eines Lehrkrankenhauses, d.h. einer Universitätsklinik zu, auch wenn dies in der Anfangszeit wohl allenfalls gelegentlich praktisch umgesetzt wurde.



Julius Echter vor dem Juliusspital. Ölbild im Fürstenbaumuseum.

1596 erhielten die vier Fakultäten vom Juliusspital „2300 fl. oder 2875 fl. (Gulden)“ zu ihrer finanziellen Absicherung; im Gegenzug durfte das Spital im Bedarfsfall auf die Expertise der Universitäts-Juristen zurückgreifen. [1] Universitätsstudenten wurden im Juliusspital kostenfrei, später gegen eine Art Semesterbeitrag in speziellen Räumlichkeiten („Studentenwart“) gesondert gepflegt.

„Zwei Geschwister“ [2]

„Als [...] Julius Echter von Mespelbrunn in seinen letzten Jahren zum Reichstag nach Regensburg abging, sagte er zu den Dekanen der vier Fakultäten, dem Domkapitel und dem Vorsteher des Spitals: „Die Hochschule ist meine einzige Tochter und das Spital mein einziger Sohn; ich hinterlasse keine Kinder, denen so Manche große Geldsummen zuwenden, stattdessen empfehle ich Euch diese Kinder als mein Liebstes zu besonderem Schutz ...“ [3]

Soweit die fromme Legende: Das hier beschriebene geschwisterliche Verhältnis [4] der beiden Institutionen war im Verlauf der Jahrhunderte naturgemäß nicht immer nur von einer harmonischen Symbiose, sondern auch von Neid und Streit geprägt; ja es wandelte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einer Auseinandersetzung zwischen Spital und Universität, die vom streitbaren Psychiater Konrad Rieger ironisch überspitzt als „Bellum Julianum“ [5] bezeichnet wurde.

Interessenkonflikte – gegensätzliche Interpretation des mutmaßlichen „Stifterwillens“

Die Konfliktfelder waren vielfältig: Der medizinische Fortschritt, steigende Patienten- und Studentenzahlen sowie die Entstehung immer

neuer medizinischer Fachdisziplinen brachten die Juliusspital-Stiftung an ökonomische Grenzen, die eine Auseinandersetzung unvermeidbar machten. Die Spitalärzte/Professoren, und mit ihnen die Medizinische Fakultät, sahen Lehre und Forschung, die ja ihrer Überzeugung nach unmittelbar oder zumindest doch mittelbar dem Patientenwohl zugutekommen mussten, durch die Spitalverwaltung gehemmt und behindert. Diese glaubte sich hingegen verpflichtet, die ihr überlassene Stiftung und die ihrer Fürsorge anvertrauten Kranken vor den, ihrer Auffassung nach stiftungsfremden oder gar dem Stiftungszweck zuwiderlaufenden Bestrebungen schützen zu müssen. Konnte in fürstbischöflicher Zeit der Landesherr als oberste Instanz beider Einrichtungen in Streitfällen ein Machtwort sprechen – meist zugunsten der Universität, war die Situation nach der Säkularisation komplexer.

Der These, dass die Patientenversorgung durch Forschung und Lehre leide, wie sie nicht nur in Würzburg kontrovers diskutiert wurde, widersprach der Chirurg Philipp Franz von Walther, ein Lehrer des juliusspitalischen Oberwundarztes Cajetan von Textor 1846 vehement: „Es gibt nur ein Mittel, um aus einem Hospital den Schlendrian, den Schmutz, die Gleichgültigkeit und die rohe Empirie zu verbannen; und dies eine Mittel besteht darin, dass das Hospital als Unterrichtsanstalt benützt werde, damit in ihm der Geist der Wissenschaft und der lebendigen stets erfrischenden Lehre wohne.“ [6]

Der Medizinischen Fakultät, die ja mit anderen Universitätsstandorten um die besten Köpfe und um möglichst große Attraktivität für die Studenten wetteiferte, waren bestmögliche Bedingungen für Lehre und Forschung ein wichtiges Anliegen; das gilt übrigens auch für die Stadt Würzburg, für die Mieteinnahmen und die Kaufkraft der Studenten einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor darstellten.



Statue von Johann Peter Wagner vor dem Anatomie pavillon.

Ärzte und Verwaltung

Während der erste Spitalarzt – Wilhelm Upiilio – und seine Nachfolger noch direkt vom Fürstbischof bestellt und allein diesem gegenüber Rechenschaft schuldig waren, wurden die im Spital als Professoren der Medizin tätigen Ärzte ab dem 18. Jahrhundert der Spitalverwaltung unterstellt und waren so, von Universität einerseits und Spital andererseits besoldet, gewissermaßen „Diener zweier Herren“. Kompetenzkonflikte zwischen Verwaltung und Ärzten bzw. Wundärzten sind bereits aus dem frühen 17. Jahrhundert belegt: So beklagte sich 1620 der Chirurgus Georg Hüb[n]er [7], der geistliche Verwalter akzeptiere seine wundärztlichen Rezepte nicht und mische sich überdies in seine Anweisungen gegenüber der Krankenwärterin ein, obwohl er davon nichts verstünde. [8] Über die Aufnahme eines Kranken entschied die Verwaltung, wobei das ärztliche Gutachten für sie Grundlage, aber nicht bindend war.

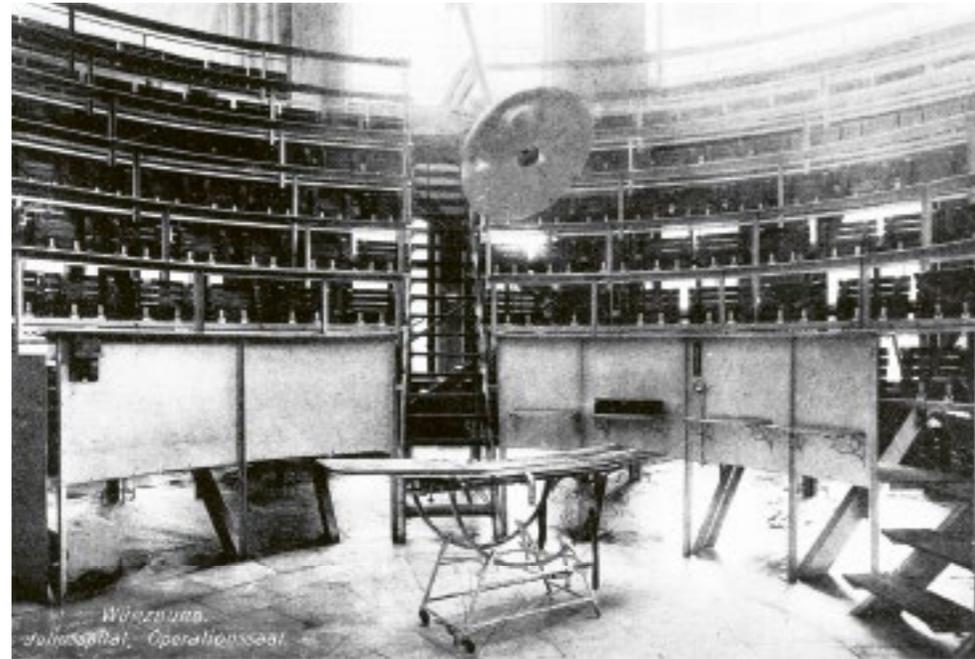
Auch aus der Zeit der frühen Kliniken mit ihren tatkräftigen und aufgrund ihrer fachlichen Reputation durchaus selbstbewussten Vorständen sind Auseinandersetzungen mit der Spitalverwaltung belegt. Ab 1816 entstand ein Administrationsrat, in dem die Ärzte medizinische Belange vortragen konnten; ab 1838 gehörte ein Spitalarzt dem neu gegründeten „Oberpflegamt“ an. Am grundsätzlichen Interessenkonflikt änderte dies freilich wenig.

Begrenzte Ressourcen, Raumnot, Hygiene

1854 wurden die bisher „gemeinsamen Attribute“ von Juliussspital und Universität, die von beiden gemeinsam unterhalten wurden – aus Sicht des Spitals eigentlich stiftungswidrig unterhalten werden mussten, nämlich Anatomie/Pathologie, Botanisches Institut und Botanischer Garten getrennt und in die alleinige Verantwortung der Hochschule übergeben. 1890 entstand auf dem Grund des Juliusspitals – im juliusspitalischen Garten – auf Kosten der Universität ein modernes chirurgisches Operations-

saalgebäude. Bestrebungen des juliusspitalischen Oberarztes und Professors Franz Meinolph Wilhelm, 1769 eine Klinik – de facto aber eine Poliklinik – zu errichten, konnten von der Spitalverwaltung mithilfe des Fürstbischofs erfolgreich abgewendet werden. Franz Rineckers eigenmächtige Ausdehnung der städtischen Poliklinik und die Versorgung poliklinischer Patienten – darunter Kinder und deren Eltern – aus der juliusspitalischen Apotheke Mitte der 1850er Jahre wurde zeitweilig geduldet, dann aber ebenfalls unterbunden.

Um den finanziellen Mehraufwand durch die Behandlung nicht stiftungsberechtigter, aber für den Studentenunterricht wichtiger Patienten zu kompensieren, schuf man sogenannte Freibettenfonds. Seit 1881 gab es zusätzlich zu den juliusspitalischen Assistenten erst eine, dann zwei sogenannte Universitäts-Assistentenstellen – diese wurden gleichwertig besetzt, aber aus unterschiedlichen Budgets bezahlt. Ließen sich 1804 erhobene Vorwürfe, dem Spital mangle es an „Luft, Licht und Raum,“ [9] noch leicht als



1890 erhielt die Chirurgische Klinik ein modernes OP-Saal-Gebäude.

Propaganda zulasten der Würzburger Universität entlarven, waren bauliche Mängel und eine zunehmende Überfüllung der Krankstationen bald nicht mehr zu leugnen. Mit Regierungsentschließung vom 12.5.1880 wurde der „Minimalluftraum“ pro Krankem auf 30 Kubikmeter festgelegt und dementsprechend die Reduzierung der Bettenzahl um 56 Patienten angeordnet, was natürlich bei den Oberärzten auf wenig Gegenliebe stieß. [10] Auch die Freibettenfonds reichten nicht immer aus, um die Kosten zu decken: 1910 etwa, so berichtet die „Augsburger Abendzeitung“ war der Fond nur um 1500 M erhöht worden, obwohl die Chirurgische Klinik einen großen Zuwachs an Operationen zu verzeichnen hatte. [11] Für weiteren Diskussionsstoff sorgten nicht nur die schwierigen räumlichen, sondern auch die mehrfach beanstandeten hygienischen Verhältnisse. [12]

Konfessionelles Krankenhaus

Auch wenn von Anfang an Patienten jeglicher Religionszugehörigkeit zur medizinischen Behandlung aufgenommen wurden, war das Juliussspital katholisch geprägt. Dafür war in erster Linie die Spitalsgeistlichkeit verantwortlich, die auch einen Sitz im Oberpflegamt hatte – katholische Ordensschwester gab es erst seit 1907. Während die Spitalpfarrer meist schon etwas älter waren und gelassener reagierten, gerieten die jungen Kapläne und die sich betont antiklerikal gerierenden Assistenten nicht selten aneinander. Letzteren wurde mangelnder Respekt vor dem Schamgefühl der Patienten, Ignorieren von Gottesdienstzeiten sowie Unmoral und Überheblichkeit gegenüber den Kaplänen vorgeworfen. Symptomatisch dafür ist eine Auseinandersetzung in der Lokalpresse in der „Saure-Gurken-Zeit“ des Sommers 1878, in der die Emotionen über die angeblich unhaltbaren Zustände in den Kliniken und das „Willkürregime der ungehobelten Assistenzärzte“ hochkochten. [13]

Klinikgründungen außerhalb des Juliusspitals – die Krankenhauslandschaft

Eine ganze Reihe späterer Universitätskliniken entstand außerhalb des Juliusspitals, einige davon interessanterweise auf private Initiative bzw. als Stiftungen, die später von der Universität übernommen wurden: Dazu zählen die Poliklinik (um 1800), die Gebärdensprachklinik (1805 – 1855 Kreisenbindungsanstalt), die Augenklinik im Welzhaus (1866/78), die Universitäts-Zahnklinik und als Sonderfall das von einem gemeinnützigen Verein getragene König-Ludwig-Haus (1916), das später vom Kreis Würzburg übernommen wurde.



Die 1857 im „Welzhaus“ entstandene Augenklinik zog 1901 an den späteren Röntgenring und 1970 ins Kopfklinikum.

Zur Würzburger Krankenhauslandschaft gehörten auch das Militär Lazarett im Mainviertel, das 1885 gegründete Israelitische Krankenhaus, das Säuglingskrankenhaus am Mönchberg sowie eine Vielzahl chirurgischer, medizinischer, geburtshilflich-gynäkologischer und augenheilkundlicher Privatkliniken, die zum Teil bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bestanden.

Konkrete Planungen ab 1895

Dem Spatenstich für das Luitpoldkrankenhaus 1912 und der offiziellen Einweihung 1921 gingen lange Überlegungen und langwierige Verhandlungen voraus:

Die Entwicklung lässt sich gut anhand der nicht immer sachlichen Diskussion in der Lokalpresse, den Verwaltungsberichten der Stadt Würzburg, den Jahreschroniken der Rektoratsreden sowie an stenographierten Landtagsprotokollen nachverfolgen.

Ein „Reservekrankenhaus“ für Würzburg

Mehr als ein Vierteljahrhundert vor dem Umzug nach Grombühl, nämlich im Jahr 1867, setzte der Würzburger Magistrat erstmals eine Kommission ein, die sich mit der Frage auseinandersetzen sollte, wie die beschränkte Bettenkapazität des Juliussspitals im Bedarfsfall erweitert werden könnte: [1] Die damalige Gemeindekrankenversicherung hatte 8000 Mitglieder; stationäre Kranke wurden damals, abgesehen von den in den Krankenbaracken im Ehehaltenhaus verpflegten Stadtarmen, ins Juliusspital aufgenommen.

Die Kommission scheint die Sache nicht mit Nachdruck verfolgt zu haben, wohl weil städtischerseits kein akuter Handlungsdruck bestand. Erst 1884 schlug man dem Magistrat vor, das Ehehaltenhaus um einen Anbau zu erweitern. 1890 trat erneut eine Kommission zusammen, die bei einer Ortsbesichtigung 1893 nunmehr anregte, stattdessen im Hausgarten Krankenbaracken zu errichten, was aber offenbar ebenfalls nicht realisiert wurde.

Wie bereits erwähnt, hatte das Innenministerium im Mai 1880 auf der Grundlage eines angesetzten „Minimalauftraums“ pro Kranken von 30 Kubikmetern die Reduzierung der Bettenzahl im Juliusspital um 56 Patienten verfügt, so dass auch die Medizinische Fakultät in Zugzwang geriet. [2] 1885 war das Israelitische Krankenhaus eingeweiht worden; 1890 hatte die Universität im Juliusspitalgarten zwar keine weitere Krankenstation, aber immerhin ein modernes Operationssaal-

gebäude errichtet. Die Chefärzte operierten bzw. behandelten Privatpatienten schon seit Siebolds Zeiten in Privatkliniken oder brachten sie in Hotels unter. Bei der Einweihung des genannten OP-Gebäudes veröffentlichte Carl von Schönborn eine vielbeachtete Denkschrift zum Einfluss der Ärzte auf den Krankenhausbau.

Erweiterung des Juliussspitals

Eine Aufteilung der Krankenstationen auf die räumlich weit voneinander entfernten Standorte Ehehaltenhaus und Juliusspital lag nicht im Interesse des klinischen Unterrichts. [3] Nach einem Besuch von Kultusminister Ludwig August v. Müller 1894, der das Problem zusammen mit dem Oberbürgermeister, Juliusspital und Universitätsvertretern diskutierte, wurde daher stattdessen erwogen, am Nordende des Juliussspitals in der ganzen Länge des Spitals, im Garten zwischen Fürstenbau und Kollegienhaus, einen Neubau zu errichten. [4] 1895 machte der ehemalige Juliusspitalische Oberarzt, Professor Konrad Rieger, der 1888 mit der Psychiatrischen Klinik aus dem Juliusspital zunächst provisorisch in die Rotkreuzstraße und dann in einen Neubau auf den Schalksberg (Grombühl) übergesiedelt war, in einer Denkschrift [5] erstmals den ebenso radikalen wie provokativen Vorschlag, außerhalb des Juliussspitals ein neues Krankenhaus zu bauen und die den zeitgemäßen Ansprüchen nicht mehr genügenden Gebäude der traditionsreichen Stiftung nur noch als Pfründner- und Armenanstalt zu nutzen. Wie in der von ihm betreuten Psychiatrischen

Das Ehehaltenhaus (heute Altenheim St. Nikolaus in der Virchowstraße) lag vor dem Sander Tor.



Zwischen Juliusspital und Medizinischem Kollegienhaus war ein Neubau geplant.

Klinik sollte der Stiftungsauftrag des Juliussspitals bezüglich der Krankenversorgung künftig ausschließlich durch die Zahlung von Verpflegungsgeldern ans neue Krankenhaus erfüllt werden. Offenbar gelang es Rieger, im Juni 1895 dazu sogar eine Bürgerversammlung einzuberufen.

Hygienisches Gutachten Hubert von Grashey – Denkschriften von 1901 und 1905

Im Dezember 1900 legte Riegers Amtsvorgänger, Hubert Grashey, der 1884 bis 1886 Direktor der Psychiatrischen Klinik im Juliusspital gewesen war und die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte, ein Fachgutachten über das Juliusspital vor – in seiner damaligen Funktion als Obermedizinalrat im bayerischen Innenministerium. [6] Nach einer eingehenden Beschreibung der Räumlichkeiten, die dem Gebäude aus sanitätspolizeilicher Sicht ein vernichtendes Urteil ausstellte, kam er zum Schluss, dass das Juliusspital mit Krankenbetrieb, Mühle und Weinkellerei, die in Zusammenhang mit einer Klinik ohnehin schon bedenklich seien, überlastet und mit Patienten über-

füllt sei. Zudem fehle es an Badezimmern, Garderoben, Spülküchen, ausreichenden Aborten und eine, der hygienischen Anforderung der Zeit entsprechenden Kanalisation. Dementsprechend schlug auch er einen Neubau vor, in dem sowohl Kranke aus der Stadt als auch aus dem Juliusspital untergebracht werden sollten.

Die Medizinische Fakultät, die sich am 26. Juli 1901 in einer Denkschrift ans Innenministerium [7] wandte, schlug als Bauplatz den Schottenanger vor, der Raum für Medizinische, Chirurgische und Spezialkliniken böte und bequem vom Juliusspital sowie von den übrigen klinischen Instituten und der Stadt zu erreichen sei.

Eine weitere Denkschrift aus dem Jahr 1905 plädierte ebenfalls für diesen Standort einer von Juliusspital, Universität und Stadt gemeinschaftlich errichteten Krankenanstalt [8] und fasst den damaligen Stand der Diskussion zusammen: Es wird keine „Doppelkliniken“ geben; [9] die Stadt schießt den Betrag zu, den sie für ein eigenes Krankenhaus aufwenden müsste und das Juliusspital erklärt sich bereit, die stiftungsberechtigten

Der „Schottenanger“ lag im Mainviertel.

Kranken, die sich für den klinischen Unterricht zur Verfügung stellen möchten, im neuen Krankenhaus verpflegen zu lassen, wenn ihm die Verpflegung der Kranken in den neuen Räumen übertragen werde. Universitätsbauamtmann v. Horstig kam im beiliegenden Gutachten zum Schluss, dass trotz beträchtlich höherer Erwerbskosten für das Schottenanger-Gelände alle Alternativen (Botanischer Garten, Lindlesberg, Schweinfurter/Oberdürrbacherstraße, Rotkreuzhof, Keesburg, Bauareal Richtung Heidingsfeld) deutliche Nachteile hätten.

In der Folge erklärte sich die Stadt per Beschluss vom Februar und März 1906 bereit, sich an einem Krankenhausneubau auf dem, dem Militärärar (Eigentum des Kriegsministeriums) gehörigen Schottenanger, zu beteiligen. Daraufhin wurde im Mai 1907 zwischen Innen- und Kriegsministerium, Universität, Juliussspital und Stadt verhandelt: Da das Kriegsministerium nicht nur einen hohen Kaufpreis, sondern auch die Erstellung von Ersatzbauten forderte, so dass eine weitere Verzögerung zu befürchten stand, fasste man stattdessen kurz entschlossen das Gelände „im Sündlein“ an der Oberdürrbacher Straße ins Auge und besichtigte dieses. [10] Glaubt man dem Hygieniker Karl Bernhard Lehmann (1858-1940), der als Fachmann die Vor- und Nachteile der jeweiligen Bauplätze zu beurteilen hatte, setzte der zuständige Ministerialrat Eugen v. Knilling, von dem jahrelangen Hin und Her ermüdet, den Mitgliedern der Medizinischen Fakultät nunmehr die Pistole auf die Brust: Sie sollten entweder jetzt und heute noch das Projekt „im Sündlein“ annehmen, d. h. sich für den vom Juliussspital angebotenen Platz entscheiden, oder das ganze Neubauprojekt auf unbestimmte Zeit vertagen! So fiel die Entscheidung innerhalb einer Stunde [11] – ein schwieriger Beschluss, der sich aber, so Lehmann in seinen 1933 erschienenen Memoiren, im Nachhinein als richtig erweisen sollte!

1907 Entscheidung über Bauplatz und Kaufpreis – Gründung des Krankenhaus-ausschusses

Bereits im Juni 1907 stimmte auch der Magistrat dem vom Juliussspital angebotenen Kaufpreis von 4 Mark pro Quadratmeter und einer anteiligen Kostenbeteiligung für geplante 250 Krankenbetten zu, wobei der Staat als Erwerber des Areals auftreten sollte und das Verhältnis der Beteiligten untereinander durch Verträge noch näher festzulegen sei. Das betraf vor allem auch die Verteilung von Betriebs- und Verwaltungskosten. Der Stadt waren folgende Punkte wichtig:

- a) die Wahrung des interkonfessionellen Charakters der Anstalt.
- b) die Garantie, dass die Stadt jederzeit die ihr in den einzelnen Abteilungen zugewiesene Bettenzahl belegen könne.
- c) die Sicherheit dafür, dass städtische Kranke nicht aus irgendwelchen Gründen, wie Verletzung der Hausordnung, gegen den Willen des Stadtmagistrats zum Verlassen des Krankenhauses veranlasst werden können.
- d) die Beteiligung der Stadt an der Krankenhausverwaltung.

Streitfälle sollte ein Schiedsgericht schlichten; für den Fall von Auseinandersetzungen sollten geeignete Bestimmungen getroffen werden.

Um die Interessen aller Beteiligten angemessen zu berücksichtigen, wurde ein neunköpfiger Verwaltungs-Ausschuss gegründet, dem vom Juliussspital der Oberpflegamtsdirektor, ein Oberpflegamtsrat und Spitalpfarrer, von der Universität die Chefärzte der Medizinischen und Chirurgischen Klinik sowie ein weiterer Vertreter und von der Stadtgemeinde ebenfalls drei Delegierte angehören sollten. Von insgesamt geplanten 650 Betten entfielen 250 Betten auf den Staat, 150 auf das Juliussspital und 250 auf die Stadt (ausgehend vom aktuellen Bedarf von 150 bis 180 Betten zuzüglich einer Reserve für Epidemien und die künftige Stadtentwicklung). [12]

1908 Ausscheiden des Juliusspitals

Im Januar 1908 verlangte das Juliussspital eine kuratelamtliche Bestätigung, dass seine Stiftungsmittel durch das Projekt nicht so stark in Mitleidenschaft gezogen würden, dass die Versorgung der stiftungsberechtigten Kranken gefährdet sei [13] und, dass die im Gutachten Grasheys geäußerten hygienischen Bedenken bei Verpflegung ausschließlich stiftungsberechtigten Kranker zurückgezogen würden.

Bezüglich des Verwaltungsmodus wurden drei Alternativen diskutiert:

1. eine räumliche Teilung der einzelnen Abteilungen (Stadt, Juliussspital, Universität),
2. eine Verwaltung des Hauses durch das Oberpflegamt, das in bestimmten Fällen einen Verwaltungsrat von Universität und Stadt anhören müsse,
3. die Oberleitung durch einen Verwaltungsrat mit dem Oberpflegamt als ausführendem Organ.

Dem Juliussspital wurde die Einpfarrung sämtlicher Spitalsinsassen in die Spitalspfarre, die Bereitstellung einer katholischen Kirche und einer Wohnung für die Geistlichkeit eingeräumt, allerdings ohne Einfluss auf den interkonfessionellen Charakter des Hauses. Dass die nach langen Jahren zähen Verhandeln so rasch erzielte Einigung die tiefen Gräben im Verständnis des Stiftungszwecks des Juliusspitals bzw. unterschiedliche Auffassungen über die Rolle des Spitals für den Charakter des neuen Krankenhauses nicht verdecken konnte, zeigt die Reaktion auf die euphorische Rektoratsrede des Anatomen Philipp Stöhr (1849-1911): [14] In kurzer Folge erschienen nicht nur zahlreiche Presseartikel, sondern auch zwei umfangreiche Streitschriften von Johannes Thaler [15] und Paulus Weingärtner. [16] Die konservativen Gegner des Projekts fürchteten vor allem, dass das Oberpflegamt im Kuratorium des neuen Krankenhauses untergehen und die Juliusspitalstiftung ihre Selbstständigkeit und

Unabhängigkeit einbüßen würde, ja dass die Bau- und Unterhaltskosten der Universitätskliniken einen Großteil des rentierenden Spitalvermögens, aus dem sich die Freiplätze für die bedürftigen Stiftungsberechtigten finanzierten, verschlingen würden. [17]

Tatsächlich war der Gegenwind so stark, dass im Juli der Finanzausschuss des Landtags den Abgeordneten empfahl, der Freigabe der ersten Baurate von 500.000 Mark nur unter der Bedingung zuzustimmen, dass das Juliussspital aus der Krankenhausgemeinschaft ausscheide. Die Kammer schloss sich dieser Auffassung an; Innenministerium und Würzburger Stadtmagistrat beschlossen daraufhin, trotz der durch das Ausscheiden des Juliusspitals erhöhten Kosten dennoch an ihrem Vorhaben festzuhalten. [18]

Konkurrenzklausele

Die neue Situation warf jedoch neue Fragen auf. So wollte das Oberpflegamt sich nicht verpflichten, grundsätzlich auf die Aufnahme nicht stiftungsberechtigter, vor allem selbst zahlender Patienten zu verzichten. Schließlich gelang es nur, zu folgender, für Stadt und Universität höchst unbefriedigender Kompromissformel zu kommen: „Die Vertragsteile sind sich darüber einig, daß das juliusspitalische Krankenhaus künftig keine Konkurrenzanstalt für das neue Staats- und städtische Krankenhaus bilden soll. Den Kuratelstellen bleibt es vorbehalten, jeweils über die Aufnahme nicht stiftungsberechtigter Personen besondere Bestimmungen zu treffen.“ [19] Aus Verärgerung über das geringe Entgegenkommen des Spitals wurde kurzfristig noch einmal der alternative Bauplatz am Lindleinsberg in Erwägung gezogen, den seinerzeit Rieger vorgeschlagen hatte und der sich im Besitz des Bürgerspitals befand. Doch wären erhebliche Mehrkosten durch erhöhten technischen Aufwand am steilen Berghang zu erwarten gewesen, weshalb man davon wieder abkam. [20]



1. Schottenanger
2. Juliusspitalgarten
3. Lindleinsberg
4. „Sündlein“

Gute Wahl:
Das „Sündlein“ an
der Oberdürrbacher
Straße.

Neuverteilung der Krankenbetten

Die nunmehr auf 600 reduzierte Zahl der Krankenbetten wurde auf Staat (350) und Stadt (250) verteilt. Immerhin konnten jetzt die konkreten Planungen beginnen, wobei als Grundprinzip eine Mischung aus einer Bauweise mit überdachten Korridoren und locker gruppierten Pavillons beschlossen wurde; mit der Projektierung beauftragte man das Universitätsbauamt unter Hinzuziehung eines Fachbeirates.

Grundstückskauf, Terrainmodell, Namensgebung

1910 wurde die Feldlage „Sündlein“ (knapp 15 Hektar) an der Oberdürrbacher Straße vom Juliusspital erworben; vom Kaufpreis von 550.000 Mark übernahm der Stadtsäckel 240.000 Mark. Für die Krankenpflege konnten die Schwestern des Allerheiligsten Erlösers („Ebracher Schwestern“) gewonnen werden, die sich bereits seit 1907 im Juliusspital bewährt hatten. Mitte Dezember legte der erfahrene Stadtbauarchitekt Otto Lasne dem Bauausschuss ein Terrainmodell des neuen Klinikums im Maßstab 1:250 vor, das auf großen Beifall stieß. [21] Das Universitätsbauamt unter Rudolf v. Horstig und August Lommel änderte dieses Grundkonzept nicht mehr grundlegend.

Am 11. März 1911 stimmte Namensgeber Prinzregent Luitpold dem gemeinschaftlich eingebrachten Antrag von Universität und Stadt zu, das neue Krankenhaus „Luitpoldspital“ zu nennen. [22] Um die Teilung zwischen den Vertragspartnern Staat (Unterichtsaufgaben) und Stadt (Patientenversorgung) deutlich zu machen, wurden die Baulichkeiten für klinische Zwecke scharf abgegrenzt auf Flächen erbaut, die für den Staat aus dem Gesamtareal herausgeschnitten waren.

Für die Wirtschaftsgebäude und Wirtschaftsanlagen (Heiz- und Dampfanlage), die für beide Bereiche benötigt wurden, trat der Staat zunächst in Vorleistung.

Finanzierung über städtische Anleihen

Um die Baukosten bestreiten zu können, nahm die Stadt Würzburg bei Sparkasse und Bayerischer Hypotheken- und Wechselbank eine Anleihe in Höhe von 4,5 Millionen Mark auf, die in maximal 41 Jahren – also bis 1952 – getilgt sein sollte; von dieser Summe entfielen anderthalb Millionen Mark auf die erste Rate des Krankenhausbaues. [23]

1912 Spatenstich und rascher Baufortschritt

Am 1. März 1912 erfolgte der erste Spatenstich; auf eine feierliche Grundsteinlegung wurde verzichtet. [24] Trotzdem waren Freude und Stolz aller Beteiligten groß, nach fast zwei Jahrzehnten immer wieder enttäuschter Hoffnungen endlich am Ziel zu sein, wie es der Hygieniker Karl Bernhard Lehmann in seiner Rektoratsrede triumphierend formulierte: „Die zielbewusste Festigkeit und die Geduld der medizinischen Fakultät sind endlich belohnt!“ Einzige Wermutstropfen waren das „Beiseitestehen des Juliusspitals“ und die große Entfernung der Kliniken von der Stadt. Dem Bauausschuss gehörten je vier Vertreter von Universität und Stadtgemeinde an; der Zahlungsverkehr wurde über das Universitätsrentamt abgewickelt. [25] Auf die noch im Detail auszuhandelnden Modalitäten eines Gesellschaftsvertrages wollte man für den Baubeginn nun nicht mehr warten, zumal die räumlichen Verhältnisse im Juliusspital immer prekärer wurden.

Im Juni wurde ein riesiger Löffelbagger auf dem Gelände montiert, der täglich bis zu 450 Kubikmeter fördern konnte und den felsigen Baugrund des Muschelkalkhanges vorbereitete. Als erstes Gebäude entstand der Verwaltungsbau im Eingangsbereich des Geländes, der auch das „Neubau-Bureau“ aufnahm, zum Jahresende weitgehend fertiggestellt war und im März 1913 bezogen werden konnte. Von den Kliniken wurde zunächst die „Hauptgruppe“, d.h. der zentral gelegene Komplex von Chirurgischer und

Medizinischer Klinik in Angriff genommen und dann mit der Erschließung des Geländes durch Kanalisation und Zufahrtstraßen begonnen.

Bei Kriegsausbruch 1914 war bereits der Innenausbau der Medizinischen und Chirurgischen Klinik in Gang, während das Gebäude für Infektionskrankheiten (Bau 18) und das Schwesternhaus mit katholischer Kirche, Kuraten-Wohnung sowie angebautem Küchengebäude im Rohbau fertiggestellt waren. Noch in der Planung befanden sich Kessel-, Maschinen- und Desinfektionshaus mit den unterirdischen Fernleitungsgängen, die Versuchstierstallungen, das Wäschereigebäude mit Werkstätten etc. sowie das Typhushaus (Bau 19). [26]

Erster Weltkrieg

Der Kriegsausbruch bedingte eine Unterbrechung der Bauarbeiten; zunächst wurden Teile des bereits in Betrieb befindlichen Verwaltungsgebäudes zur Unterbringung und Isolierung infektionskranker und -verdächtiger Soldaten außerhalb der Stadt genutzt. [27] Mit Unterstützung der Militärverwaltung gelang es immerhin, während des Krieges Infektions- (Bau 18) und Typhushaus (Bau 19) als Seuchenlazarette fertigzustellen. Da diese ja auch beheizt werden mussten, konnten zudem die Heizzentrale und die Fernwärmeleitungen weitgehend fertiggestellt und Zuteilungsscheine für etwa 100 Tonnen Kohlen gesichert werden. [28] 1915 unterzeichnete das Innenministerium einen Pflegevertrag für das Luitpoldkrankenhaus mit den Schwestern vom Orden des Allerheiligsten Erlösers („Ebracher Schwestern“) [29] Auch während des Krieges verstummten die Stimmen nicht, die vor einer erdrückenden Konkurrenz des Juliusspitals für die neuen Universitätskliniken warnten: In einem Beitrag für die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“ wies der Münchner Psychiater Ludwig Hoeflmayr (*1866), ein Schüler Konrad Riegers, nochmals darauf hin, dass

sich selbst durch großzügigste staatliche Freibettenstiftungen zugunsten des Luitpoldkrankenhauses die Gefahr für die Attraktivität der neuen Kliniken nur dadurch bannen ließe, dass das Juliusspital ausschließlich als Pfründneranstalt fungieren dürfe; es solle künftig die Pfründner bzw. Pflegebedürftigen aus Bürgerspital, Ehehaltenhaus und Siechenhaus in der Gerbrunnerstraße übernehmen. [30]

Kein eigenes städtisches Krankenhaus

Am 5. Dezember 1917 erfolgte formell die noch ausstehende Gründung einer Trägergesellschaft aus Stadt und Universität, die den Namen „Luitpoldspital-Gesellschaft“ erhielt und als vollziehendes Organ über einen „Krankenhausschuss“ verfügte. Dem seinerzeit fünfköpfigen Gremium gehörten der designierte ärztliche Direktor als Vorsitzender sowie je zwei von den beiden städtischen Kollegien und vom Innenministerium gewählte Mitglieder an; das Stimmrecht des Vorsitzenden beschränkte sich dabei auf Fälle von Stimmgleichheit. [31]

1921 Ausscheiden der Stadt

Bereits 1920 hatte der Magistrat aufgrund der schwierigen finanziellen Situation der Stadtkasse den Antrag gestellt, aus der Krankenhausgesellschaft auszuscheiden. Mit notarieller Urkunde vom 11. Juli 1921 wurde der Vertrag mit sofortiger Wirksamkeit aufgelöst: Die Stadt verzichtete dabei auf ihre Eigentumsrechte am Luitpoldkrankenhaus sowie auf Rückerstattung der bisher erbrachten finanziellen Leistungen in Höhe von 4 Millionen Mark – im Gegenzug wurde sie von allen Verpflichtungen freigestellt. Außerdem erhielt sie in §5 der Vereinbarung das Recht zugebilligt, stationäre Patienten zum jeweils niedrigsten Verpflegungs-Satz im Luitpoldkrankenhaus unterzubringen, wobei diese nicht wegen Platzmangel oder „übler Aufführung“ zurückgewiesen oder vorzeitig entlassen werden durften, dafür aber den Kranken-

hausärzten zum klinischen Unterrichten zur Verfügung standen.

Im Gegenzug (§7) musste sich die Stadtgemeinde verpflichten „so lange keine Wettbewerbsanstalt für das Luitpoldspital zu errichten und sich auch nicht an einer anderen Krankenanstalt zu beteiligen, als die Kranken, denen die Stadt Würzburg Krankenhilfe zu leisten verpflichtet ist, als Mitglieder der Krankenkassen, im Luitpoldspital angemessene

Nach Kriegsende wurde die Hautklinik fertiggestellt.



Unterkunft und Verpflegung zu angemessenen Verpflegungssätzen finden.“

Damit war aus dem gemeinsamen Krankenhausprojekt am Ende ausschließlich ein „Staatliches Luitpoldkrankenhaus“ geworden. Noch vor der offiziellen Eröffnung der Medizinischen und Chirurgischen Klinik wies die Regierung von Unterfranken das Julius-Spitalische Oberpflegamt am 3. Oktober 1921 vorsorglich erneut an, dass „stiftungsfremde Kranke [...] in unbeschränkter Zahl nicht mehr aufgenommen werden dürfen.“ [32]

Fortsetzung der Bauarbeiten nach Kriegsende

Noch freilich waren nur die „Hauptkliniken“ bezugsbereit, von den „Sonderkliniken“ standen nur die Grundmauern. Fritz König, der als ärztlicher Direktor die Verhandlungen führte, erinnerte sich in seinen Memoiren an eine entscheidende Sitzung, „an der Minister, Landtagsvorsitzende, die Stadt und weitere wichtige Herren im Verwaltungsbau des Luitpoldkrankenhauses“ teilnahmen. Die turbulenten Verhandlungen fanden in einer „Nachsitzung“ im Hofkeller der Residenz einen versöhnlichen Abschluss – die Bauarbeiten wurden auch in den Zeiten der Hochinflation fortgesetzt und zu einem glücklichen Ende gebracht. [33] Am 23. Februar 1923 konnten schließlich auch die Kinder-, die HNO- und die Hautklinik offiziell eröffnet werden.

Prinzregent Luitpold (1821-1912)

– der Namensgeber, Vertreter der „guten alten Zeit“

Als Würzburg 1814 bayerisch wurde, versuchten die Wittelsbacher, Unterfranken an ihr Königshaus zu binden: Kronprinz Ludwig wohnte jeden Sommer in der Würzburger Residenz. Doch erst seinem drittgeborenen Sohn Luitpold, der hier am 12. März 1821 zur Welt kam, gelang es, die Herzen der Würz-

burger zu gewinnen. Neben Luitpoldstraße, Luitpoldbrücke (heute Friedensbrücke), Luitpoldkrankenhaus, Luitpoldmuseum (Vorläufer des Mainfränkischen Museums) und Luitpoldquelle erinnerte bis zum Zweiten Weltkrieg auch ein Luitpold-Denkmal an den beliebten Prinzregenten.



Das 1903 enthüllte Luitpold-Denkmal in Bahnhofsnähe auf einer zeitgenössischen Ansichtskarte.

Dass Luitpold einmal die Geschicke Bayerns bestimmen sollte, erschien 1821 eher unwahrscheinlich: Doch dann erkrankte der Erstgeborene, der 1848 als Ludwig II. den Thron bestieg, 1886 unter ungeklärten Umständen im Starnberger See, während der zweite Sohn Otto, ehemals König von Griechenland, wegen einer Geisteskrankheit regierungsunfähig war. So musste der damals 65-jährige Luitpold als Prinzregent einspringen. Er tat dies mit der ihm eigenen Bescheidenheit, die ihm, als sich der Trubel über den mysteriösen Tod des Märchenkönigs gelegt hatte, schon bald die Liebe seiner bayerischen Untertanen eintrug. In seinem Wesen einfach und aufrecht wuchs „Poldi“ in die Rolle eines gütigen „Landesvaters“ hinein: Er vergnügte sich auf Schlittenfahrten mit einfachen Holzknechten, war ein großer Freund von Jagden im Hochgebirge und im Spessart und hatte für die Nöte der einfachen Bevölkerung stets ein offenes Ohr. Gerade die Würzburger betrachteten den Prinzregenten als einen Sohn ihrer Stadt, auf

den sie besonders stolz waren. Schon als Prinz hatte Luitpold immer wieder Gelegenheit, in Würzburg hohe Gäste zu empfangen: 1845 begrüßte er die englische Königin Victoria, die sich auf der Durchreise nach Kissingen befand; 1897 empfing er Kaiser Wilhelm II. in der Residenz. Dort konnte Luitpold dem deutschen Kaiser auch den Frankonia-Brunnen zeigen, den ihm die Würzburger 1894 gewidmet hatten. Ein Geschenk, das der aufrechte Prinzregent nicht einfach auf sich beruhen ließ: 1895 revanchierte er sich mit der Errichtung des Kiliansbrunnens vor dem Bahnhof, worauf die Würzburger ihm 1903 in unmittelbarer Nähe ein Denkmal errichteten. Im stolzen Alter von 91 Jahren – davon ein Vierteljahrhundert als Prinzregent – starb Luitpold an jenem ominösen 12.12.(19)12. Noch im Jahre zuvor, zu seinem 90. Geburtstag hatten die Würzburger ein Festbankett veranstaltet, allerdings noch ohne die berühmte „Prinzregenten-Torte“, die ein Münchner Konditor zu diesem Anlass kreiert hatte.

„367 Fenster für das neue Krankenhaus“

Literarischer Reflex in Leonhard Franks Roman „Die Räuberbande“ (1914)

Universität und Kliniken mit ihren 1880 knapp 1.000 Studenten (darunter beinahe die Hälfte Mediziner) stellten einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor für die Stadt dar – ebenso wie die Bauleistungen am neuen

Großklinikum für lokale Handwerksunternehmen. Kein Wunder, dass das Projekt auch in Leonhard Franks (1882-1961) autobiographisch gefärbten Erstlingswerk nicht unerwähnt bleibt. Dort zeigt der ehrgeizige Glasermeister mit dem sprechenden Namen „Streberle“ die Jugendlichen („Räuberbande“) an, weil sie nächstens in den umzäunten staatlichen Weingarten unterhalb der Festung eingestiegen sind und sagt gegen sie vor Gericht aus.

„Die Räuber blickten verhalten auf Johann Jakob Streberle, dessen lachender Mund sich schloß, als er die vier still und eng beieinander auf dem Kanapee sitzen sah. ‚Dreihundertsiebenundsechzig Fenster mitsamt die Rahmen, die ganze Glaserarbeit vom Neue Krankenhaus is mir zugschlage worn, weil i's Fenster um zwä Mark billiger mach als alle andern‘, rief er, steckte die Hände in die Hosentaschen und streckte den Bauch vor. ‚Das muß mer halt versteh.‘ Die Buben werden zwar freigesprochen, aber der Bestrafung des sadistischen Lehrers Mager durch Stockschläge in der Schule überantwortet.

Doch sie erleben die Genugtuung, dass Streberle mit seinem Großauftrag scheitert: „Herrn Glasermeister Johann Jakob Streberle war ein Unglück passiert. Alle dreihundertsiebenundsechzig Fenster für das neue Krankenhaus hatte er um einen Zentimeter zu schmal gemacht; die Fenster waren unbrauchbar, er mußte eine hohe Konventionalstrafe bezahlen und machte Bankrott.“

In der Gerichtsverhandlung versucht der Richter, die Missetäter mit Hinweis auf den Landesherrn einzuschüchtern: „Kleiner Schuft! Weißt du nicht, daß die Trauben

Volksnaher Regent:
Foto vom
Königssee 1905.



unserem Prinzregenten gehören! Und daß der Prinzregent in Würzburg geboren ist! Und ihr Gauner stiehlt ihm seine Trauben.“ [...] Der Bub verteidigt sich: „Ich kenn unsern Prinzregenten. Weil ich ihm einmal

einen Blumenstrauß geben hab. Wissen Sie, damals, wie die neue Brücke eingeweiht worden ist. Ich hab ja sogar meinen Hut dabei verloren, so ein Gedränge war.“

Zeittafel

1894	Kultusminister v. Müller in Würzburg: Erweiterung des Juliusspitals geplant
1895	Denkschrift von Konrad Rieger
1900	Fachgutachten von Hubert v. Grashey: Plädoyer für Neubau
1901	Denkschrift der Medizinischen Fakultät: Plädoyer für Bauplatz Schottenanger
1907	Gründung einer „Krankenhausgemeinschaft“ (Staat, Stadt, Juliusspital)
1908	Landtagsdebatte um den „Stiftungszweck des Juliusspitals“; Ausscheiden des Juliusspitals
1909	Landtag gibt erste Rate frei
1910	Erwerb des Baugrunds am „Sündlein“ vom Juliusspital
1911	Prinzregent Luitpold genehmigt Namen „Luitpoldspital“
1912	Spatenstich und zunächst zügiger Baufortschritt
1915	Nutzung des Verwaltungsgebäudes als Reservelazarett
1917	nachträgliche/formelle Gründung einer Trägergesellschaft
1921	Wiederaufnahme der Bauarbeiten; Ausscheiden der Stadt aus dem Vertrag; Juni/November Einzug der ersten Kliniken
1923	Einzug der Kinderklinik
1925	Bau der Straßenbahnlinie zum Luitpoldkrankenhaus
1927	Bezug des Tuberkulosehauses (Gerhardt-Haus – Bau 19) Straßenbenennung „Joseph-Schneider-Straße“

Schrittweiser Bezug des neuen Krankenhauses

1. Juli 1921	Teilbelegung: Tuberkulosekranke, Ohrenkranke; Säuglingsstation
29. September 1921	Einzug der Hautklinik
21. Oktober 1921	Einweihung des Pathologischen Instituts
2. November 1921	offizielle Einweihung und Bezug der Med. und Chirurg. Kliniken
8. Oktober 1922	Weihe der katholischen Krankenhauskapelle
Ende 1922	Einzug der Kinderklinik
Februar 1923	Einzug der HNO-Klinik
1927	Bezug des Gerhardt-Hauses

Langwierige Standort-Suche

Viele Optionen wurden diskutiert



„Sündlein“ statt „Schottenanger.“

Zunächst war eine Erweiterung in unmittelbarer Nähe zu den bestehenden Kliniken geplant – im Botanischen Garten, auf dem Gelände zwischen Juliusspital und den vorklinischen Instituten am Pleicherring (heute Röntgenring). Diese Fläche, die bereits 1854 durch das Medizinische Kollegienhaus, später durch eine Typhusbaracke sowie große Gewächshäuser und 1890 schließlich durch den Operationsaalbau empfindlich beschnitten worden war, konnte freilich selbst unter Hinzunahme etwa der „Marienstiftung“ („Welzhaus“) in der Klinikgasse nicht ausreichen und wurde nicht nur von den Botanikern, sondern auch als Erholungsraum für die Kranken beansprucht. Zudem stellte man die grundsätzliche „Sanierungsfähigkeit“ der alten Kliniken infrage und forderte einen kompletten Neubau.

Der zunächst ins Auge gefasste „Schottenanger“ auf der anderen Mainseite – von den vorklinischen Instituten über die neu

errichtete Luitpoldbrücke (heute Friedensbrücke) gut erreichbar – gehörte dem Militärärar (Eigentum des Kriegsministeriums). Neben dem unverhältnismäßig hohen Kaufpreis von 4 Mio. Mark war die Frage ungeklärt, wie das teils bebaute und mit Resten der Befestigungsanlagen belegte Gelände als Baugrund nutzbar gemacht werden könnte und welche Ersatzbauten für das Militär zu errichten wären.

Auf dem Hochplateau zwischen der Kuppe des Steinbergs und dem juliusspitalischen Rotkreuzhof gab es zwar ausreichend gut bebaubaren Grund, doch war das Gelände von der Stadt aus nicht gut zu erreichen.

Das Sündlein, ein Hangareal im Besitz des Juliusspitals, lag 2 km vom Bahnhof entfernt und gehörte anfangs nicht zu den „Favoriten“. Im Nachhinein erwies es sich aber als gute Wahl.

Der Lindesberg/Lindleinsberg – ein steiles Hangareal in Verlängerung des Steinberges oberhalb des neuen Stadtteils Grombühl – wurde nachträglich und nur halbherzig diskutiert; zwar bot das Gelände eine gute Aussicht sowie Licht und Luft und lag dicht bei der Psychiatrischen Klinik, war aber von den technischen und hygienischen Erfordernissen eines Krankenhausgroßbaues her gesehen nur mit großem Kostenaufwand zu erschließen.

Eine Stadt im Grünen

Städtebauliches Konzept

Fast fühlt man sich an den Stiftungsbrief des Juliusspitals von 1579 erinnert, als der Fürstbischof die Wahl des Bauplatzes vor

den Mauern der Stadt damit begründete, dass dort „Wassers und Luftts halb guete Bequemlichkeit“ sei. Innerhalb der Befesti-

gungsanlagen gab es jahrhundertlang auch für das Juliusspital keine Expansionsmöglichkeit mehr – Licht und Luft wurden Mangelware! Auf dem Sündlein gab es nun endlich Platz genug, so dass man großzügig planen und projektieren konnte.

Das architektonische Konzept einer „Hauptgruppe“ (Medizinische und Chirurgische Kliniken) sowie verschiedener darum angeordneter Gebäudekomplexe folgt weder der Tradition freistehender Pavillons noch einem damals modernen System überdachter Korridore, sondern nutzt stattdessen die Hanglage geschickt aus, um allen Gebäuden ausreichend Sonneneinstrahlung und Aussicht zu gewähren. Das war vor allem für Tuberkulose- und Rhachitiskranke bedeutsam; ein charakteristisches Bauelement sind daher die Balkone und Veranden der Krankensäle.

Klinik- und Zweckbauten wie das Maschinenhaus oder der Kamin verbinden Funktionalität mit Ästhetik und greifen vertraute Motive auf – so ist die kuppelgekrönte Rundung des Hörsaales der Medizinischen Klinik zweifellos vom Südflügel der Residenz inspiriert. Durch den weiten freien Raum zwischen den Baugruppen wirken auch mehrstöckige Gebäude nicht erdrückend. Die historisierenden Fassaden, die sanft gewölbten Walmdächer und niedrigen Tordurchfahrten wirken gefällig, die dezente Bauplastik der Portalbekrönungen nicht verspielt, aber heiter.

Freilich muss sich der heutige Betrachter Manches wegdenken – nicht nur die lärmende Umgebung, die das Gelände umwuchert hat, und die vielbefahrenen Verkehrsachsen, in die das Krankenhausareal inzwischen eingezwängt ist: Den hohen, schmucklosen Bau der Kinderklinik (Bau 34) und das Stammzelltherapie-Zentrum, das die einst freie Sichtachse von der Petrinistraße auf die Hörsaalrotunde

versteckt, gab es 1921 noch nicht. Damals begrüßten das Kirchlein und das Schwesternhaus den Ankömmling nach dem Passieren des, durch ein schmiedeeisernes Gitter gezierten Portals.

Trotz vermeidbarer und unvermeidbarer Bausünden wie etwa dem hässlichen Querriegel zwischen Bau 4 und Bau 7 konnte manches Notwendige so untergebracht werden, dass der optische Gesamteindruck nicht leidet: Das Zentrallabor etwa ließ sich ohne Abstriche bei der Funktionalität unauffällig in der Tiefe eines Innenhofes versenken und der Versorgungsknotenpunkt unter der Grasfläche des ehemaligen Hubschrauberlandeplatzes verstecken.

Denkmalschutz Ensemble

Manches ist hervorragend gelungen: 2002 erhielt das Universitäts-Bauamt den Petrini-Preis für die Sanierung des Heizhauses mit dem charakteristischen Turm, der ursprünglich Tanks für warmes und kaltes Wasser enthielt und so gleichmäßigen Wasserdruck ermöglichte.

Über Kornfelder geht der Blick zum Luitpoldkrankenhaus. Ende der 1930er Jahre.



Staub, Lärm und Dreck –

Vorbehalte gegen das Sündlein

Prof. Karl Bernhard Lehmann, der die Standorte unter hygienischen Gesichtspunkten zu beurteilen hatte, wies in seinem Gutachten sachlich auf den Eisenbahnlärm und den Rauch der Lokomotiven hin. Weniger unvoreingenommen war sein Fakultätskollege, der streitbare Psychiater Konrad Rieger, der sich ärgerte, dass das Juliusspital für das Gelände einen aus seiner Sicht viel zu hohen Kaufpreis erhielt, während es der Psychiatrischen Klinik seiner Meinung nach viel zu geringe Verpflegungssätze für die stiftungsberechtigten psychiatrischen Kranken bezahlte. Auch hätte er es wohl gerne gesehen, dass das neue Krankenhaus in der Nähe seiner neuen Klinik in der Fuchsleinstraße entstanden wäre.

Sein Urteil über den Bauplatz fällt vernichtend aus und wird in seinem 800 Seiten umfassenden Buch über das Verhältnis von Juliusspital und Universität genüsslich ausgebreitet: „Der untere Teil des Sündlein ist hässlich. – Die einzige Strasse, die direkt hinführt, ist gleichfalls hässlich. – die Umgebungen sind: Eisenbahn, Fabriken,

darunter die von Noell, die einen grossen Lärm macht; Lumpenhandlungen; Darmhandlungen; die Artilleriekaserne. Die Aussicht ist unschön. Die Lehnleite gegenüber ist ein besonders hässlicher Stadtteil. Das Sündlein liegt an zwei Landstrassen. Auf beiden fahren viele Automobile, darunter regelmässige Post-Automobile. Auf beiden Landstrassen fahren sehr viele Baufahrwerke. Denn sowohl im Versbacher Tal als auch in Estenfeld sind die meisten Ziegeleien um Würzburg herum. Ferner fahren sehr viele Marktfuhrwerke vorbei. Und deshalb liegt das Sündlein an zwei sehr staubigen und schmutzigen Landstrassen. Und auch die Schweinfurterstrasse ist immer staubig oder schmutzig. Und nur auf dieser kann man direkt an das Sündlein gelangen.“

Inzwischen ist die Eisenbahn elektrifiziert, doch hat sich die Umgebung in den vergangenen hundert Jahren merklich verändert: Heute findet sich das Klinikgelände in ein enges Korsett zwischen Bundesstrasse, Greinbergknoten, Nordtangente und Europa-Stern eingepfercht – da klingt die Riegerische Beschreibung beinahe idyllisch!

Von Straßen begrenzt,
aber noch weitgehend
im Grünen.



Krankenzimmer
im neuen
„Luitpold-Spital“.

Mit dem Segen des Landesvaters

Das neue „Luitpold-Spital“

„Nicht minder tief bewegt uns die in Vorbereitung begriffene Trennung der Universität vom Juliusspital, die beide mehrere Jahrhunderte hindurch friedlich miteinander zum Segen der Wissenschaft und leidenden Menschheit gewirkt haben.

Neben dem alten zeitgemässen Ansprüchen nicht mehr genügenden Juliusspital soll auch hier ein neues mit den besten Einrichtungen ausgestattetes Krankenhaus erstehen, und wenn von der Linderung des menschlichen Elends die Rede ist, so wird fortan in Franken nicht bloß Julius vor unseren Augen auftauchen, sondern auch die milde Gestalt unseres greisen Regenten.

Um dieses seelische Empfinden des Volkes auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, haben die akademischen Behörden und die Stadt beschlossen, dem neu zu erbauendem

Krankenhause für ewige Zeiten den Namen „Luitpoldspital“ zu geben, und seine Königliche Hoheit hatten die Gnade, die Genehmigung hierzu zu erteilen.“ (Aus: Georg Schanz: Zur Erinnerung an den 90. Geburtstag seiner königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Würzburg 1911, S. 24)

Die Widmung Luitpold blieb, das „Spital“ aus dem Namen nicht für „ewige Zeiten“: Fritz König hat, wie er in seinen Memoiren nicht ohne Genugtuung bemerkt, dafür gesorgt, dass „Krankenhaus“ daraus wurde. Nach dem Ausscheiden der Stadt Würzburg wurde das neue Klinikum schließlich als „Staatliches Luitpoldkrankenhaus“ eingeweiht. Schon König verwendet – auf der gleichen Seite – übrigens auch schon die Bezeichnung „LuKra“, die sich ihrer Kürze halber ebenfalls dauerhaft eingebürgert hat.



Epochen

Schwierige Anfänge (1921-1933)

Zum Wintersemester 1921/22, genauer gesagt, am 2. November 1921 konnte das Luitpoldkrankenhaus mit dem Bezug der Medizinischen und der Chirurgischen Universitätsklinik offiziell eröffnet werden. Und auch für die „Sonderkliniken“ gab es eine Perspektive, nachdem um Ostern 1921 trotz der finanziell unsicheren Lage die Entscheidung für eine Fortsetzung der Bauarbeiten gefallen war.

Bereits am 1. Juni hatte Fritz König sich dafür eingesetzt, dass Tuberkulose-Kranke in die Krankenzimmer der neuen Chirurgischen Klinik mit Liegeterrassen und Sonnenbalkonen umziehen konnten, um dort von der heilenden Wirkung des Sonnenlichts zu profitieren. [1] Ebenso wurden schwerkranke Säuglinge und Ohrenpatienten im Obergeschoss der Klinik untergebracht. Dem Internisten Dietrich Gerhardt, der die Planungen seit 1911 miterlebt und mitgestaltet hatte, war es nicht mehr vergönnt, den Umzug zu erleben. Nach seinem plötzlichen Herztod im Juli 1921 wurde Fritz König ärztlicher Direktor. König erreichte innerhalb weniger Wochen, dass mit Paul Morawitz ein hervorragender Internist als neuer Klinikvorstand gefunden und berufen werden konnte.

Hochmodernes Krankenhaus

Königs Optimismus und persönlichem Einsatz war zu verdanken, dass der in Friedenszeiten großzügig geplante Krankenhausbau auch in den finanziell schwierigen Nachkriegsjahren zu Ende geführt wurde. Seine Beschreibung des damals modernsten deutschen Universitätsklinikums ist eine spannende Lektüre: Einige der revolutionären technischen Neuentwicklungen in Kliniken und Krankenstationen wie Lichtsignale an den Patientenzimmern statt der altmodischen Klingeln, Fernsprechzentrale und Haustelexphon sowie elektrische Triebwagen

zum Transport der Wäsche haben sich durchgesetzt, andere sind wieder verschwunden; manches uns heute wohlvertraute Gerät steckte damals freilich noch in den Kinderschuhen: „Endlich ist versuchsweise bereits mit Radioapparaten gearbeitet worden. Für manche Kranke ist das eine sehr zweckmäßige und gesundheitsbefördernde Erholung. In ausgedehntem Maßstabe ist es indes bisher noch nicht durchzuführen.“

Zukunftsweisend waren zahlreiche Neuerungen im technischen Betrieb wie die Kraft-Wärme-Kopplung in der Dampf-, Heiz- und elektrischen Kraftzentrale mit Stromspeicherung in Akkumulatoren-Batterien, die das Klinikum energietechnisch autark machten, die Druckwasserbehälter zur Mischung von Warm- und Kaltwasser auf der Spitze des Kaminturms, die Wasserenthärtungsanlage sowie die Kühl- und Desinfektionseinrichtungen. Für den Warentransport und die Essensverteilung aus der Zentralküche stand anfangs nur ein Lastkraftwagen zur Verfügung – die Krankentransporte übernahm das Rote Kreuz, das in der Maxschule (später Mozartgymnasium) eine ständige Sanitätswache unterhielt. [2] In der Kinderklinik gab es nicht nur zahlreiche weibliche Assistenzärzte, sondern auch damals schon gesonderte Zimmer zur Aufnahme einer erwachsenen Begleitperson. Sichtbares Zeichen der Interkonfessionalität des Luitpoldkrankenhauses war neben einer, auch von den Ordensschwestern genutzten katholischen Kapelle ein eigener evangelischer Betsaal, die von einem katholischen Kuratus und einem protestantischen Pastor betreut wurden.

Inflationszeit

Trotz dieser hervorragenden baulichen und technischen Voraussetzungen gestalteten sich die Anfangsjahre im neuen Klinikum schwierig:



Freiwillige Sanitätskolonne vor dem Luitpoldkrankenhaus Mitte der 1920er Jahre.

Das lag in erster Linie an der Inflation, die Privatpatienten wie Krankenkassen schwer belastete und nicht nur die Behandlung, sondern schon die Anreise für die Patienten verteuerte. In der Hochinflationzeit 1923 gingen die Belegungszahlen stark zurück, um ab 1924 wieder stetig anzusteigen. Dagegen waren die Studentenzahlen nach Ende des Ersten Weltkriegs durch die vielen von der Front heimkehrenden Soldaten ungewöhnlich hoch und sanken in den Folgejahren entsprechend wieder ab.

Konkurrenz durch das Juliusspital

Um dem neuen Krankenhaus eine Starthilfe zu verschaffen, wurden vom Staat großzügige Freibettenkontingente zur Verfügung gestellt und gleichzeitig die Zahl der Selbstzahler im Juliusspital begrenzt. Das Juliusspital schien aufgrund der zentralen Lage auch in der Nähe des Bahnhofs, des langjährigen guten Rufs als „katholisches Haus“ und der Skepsis der Landbevölkerung gegenüber Neuerungen im Vorteil zu sein; jedenfalls führte man den Rückgang der Patientenzahlen im Luitpoldkrankenhaus in den Anfangsjahren auf die Konkurrenz des Juliusspitals zurück. Fritz König,

der ärztliche Direktor, verbot seinem Oberarzt Richard Hagemann, sich um die chirurgische Chefarztstelle im Juliusspital zu bewerben und hätte es am liebsten gesehen, wenn angesichts der damals herrschenden Wohnungsnot freie Krankenzimmer im Juliusspital als Wohnraum vermietet worden wären! [3] Zeitweilig war sogar erwogen worden, die Gebäudefront an der Juliuspromenade als Ladengeschäfte zu vermieten ...

Denn tatsächlich kämpfte auch das Juliusspital mit Übergangsschwierigkeiten und einem Rückgang der Patientenzahlen. Verabredungsgemäß wurde, allerdings erst 1932, der Hörsaal der Medizinischen Klinik in der Klinikgasse abgebrochen und an dieser Stelle ein Gebäude mit Laboratorien, Ärzte-Wohnungen und Wohnräumen für pensionierte Wartpersonen erstellt. [4] Das universitätseigene Operationssaalgebäude im Garten des Juliusspitals nutzte Fritz König nach dem Auszug seiner Klinik noch eine Weile als Chirurgische Universitäts-Poliklinik, [5] bevor es vom Juliusspital übernommen und für dessen Zwecke modernisiert und umgebaut wurde. [6]

In die Phase der Umorientierung des Julius-

spitals fallen auch die Planungen für das Missionsärztliche Institut nach dem Vorbild des evangelischen „Deutschen Instituts für ärztliche Mission“, in dessen Gründungsphase eine Einbeziehung der Stiftung oder gar eine Unterbringung des künftigen Instituts in den Räumen des Spitals zur Diskussion stand. Tatsächlich übernahm das Juliusspital Krankenpflegekurse für Missionsschwestern und medizinische Lehrkurse für Missionsbrüder und 1926 – unter Mitarbeit von Assistenten aus dem Luitpoldkrankenhaus – auch für Missionsärzte; nach dem Zweiten Weltkrieg entstand im Gebäude des Missionsärztlichen Instituts aus der dorthin ausgelagerten Chirurgischen Abteilung des Juliusspitals die Missionsärztliche Klinik, die sich 2017 mit dem Juliusspital zum Klinikum Würzburg Mitte zusammengeschlossen hat.

In zähen Verhandlungen gelang es dem Oberpflegamt im April 1923, die Aufhebung der „Konkurrenz-Klausel“ zu erreichen. [7] Dass die Konkurrenzängste im Luitpoldkrankenhaus zumindest mittelfristig unberechtigt waren, erwies sich schon bald, wie der Hygieniker Karl Lehmann 1933 in seinen Memoiren feststellte: „Da das Bedürfnis nach guter Krankenhausbehandlung und Krankenhausdiagnosestellung mit den Fortschritten der Hygiene, Prophylaxe und Therapie sehr gewachsen ist, so zeigte sich, daß in guten Zeiten für zwei große Krankenhäuser in Würzburg Kranke genug da sind. Da das eine den Verkehrsvorteil der zentralen Lage, das andere Ruhe und reine Luft zu bieten imstande ist, so gibt es keinen Kampf.“ [8]

Straßenbahnlinie und Grombühlbrücke

Der „Verkehrsvorteil“ des Juliusspitals stellte in der Tat einen gewichtigen Nachteil für das Luitpoldkrankenhaus dar. So war es ein Glücksfall, dass der nach Amerika ausgewanderte Augenarzt Josef Schneider, der in der neuen Welt ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, seiner ehemaligen Studienstadt kurzfristig und ohne viele Umstände die nötigen

Geldmittel zur Verfügung stellte, um 1925/26 nicht nur eine Straßenbahnlinie, sondern auch die dazu nötige Brücke über die Grombühler Bahngleise zu errichten.

Der ärztliche Direktor, Fritz König, tat alles in seiner Macht Stehende, um das Krankenhaus in Würzburg, im Umland und auch im Ausland bekanntzumachen: Er lud zu Führungen ein, veranstaltete Tagungen, verfasste Presseartikel und kümmerte sich persönlich um die Aufstellung zahlreicher Plakattafeln mit Angabe der neuen Institute und um Wegweiser an geeigneten Stellen für die vom Bahnhof und aus der Stadt kommenden Kranken. [9] Eine besondere Gelegenheit zur Selbstdarstellung des Luitpoldkrankenhauses bot der Deutsche Ärztetag 1927 in Würzburg.

Luitpoldkrankenhaus als Universitätsklinikum

Die neuen Räumlichkeiten, die Kliniken und Polikliniken, aber auch verschiedene Fachgebiete auf einem Gelände vereinigten, förderten den wissenschaftlichen Austausch und die ärztliche Zusammenarbeit. Zufrieden beobachtete Fritz König die Entstehung gemeinsamer Forschungsprojekte der Assistenten und die Einführung klinischer Fortbildungsabende. Die Studenten in den klinischen Semestern, die „Klinikerschaft“ gaben alljährlich zu Weihnachten eine humorvoll illustrierte Kneippzeitung heraus, in der Professoren und Mitstudenten launig karikiert wurden.

Unverhohlener Stolz klingt 1933 aus den Worten des Universitäts-Architekten August Lommel über das von ihm maßgeblich mitgeplante Luitpoldkrankenhaus: „Während anderwärts vielfach ein unverbundenes Nebeneinander von zeitlich und formal einander widersprechenden Klinikanstalten besteht, sind Würzburgs Universitätskliniken in der Hauptsache zu einem stadtteilartigen Geländekomplex zusammengefaßt, die in betrieblicher und organisatorischer Hinsicht eine Einheit darstellen und auch als Baudenkmal diese Geschlossenheit eindrucksvoll zur Schau stellen.“ [10]

Bau der Frauenklinik

Das 350-jährige Universitätsjubiläum 1932 war eine letzte große öffentliche Feierlichkeit, in der sich die Universität in den farbigen Talaren der Professoren, im prächtigen Wuchs der Studentenverbindungen und in alten akademischen Traditionen noch einmal präsentieren konnte, bevor auch die Hochschulen im Dritten Reich gleichgeschaltet und ihrer Autonomie weitgehend beraubt wurden.

Ein wichtiges „Geburtstagsgeschenk“ der Staatsregierung war die lang ersehnte Zusage zum Bau der neuen Frauenklinik, die deren Leiter, Carl Josef Gauß, seit seinem Amtsantritt 1923 gefordert und beantragt hatte. Die lange Wartezeit hatte Gauß ausgiebig für sorgfältige Planungen genutzt, so dass das moderne, im Stil der neuen Sachlichkeit errich-

tete Gebäude, das 1934 eingeweiht wurde, allen Anforderungen der Zeit genügte. In die alten, aufwändig sanierten Gebäude in der Klinikstraße zog die Medizinische Poliklinik ein, die erstmals in ihrer Geschichte als „Beobachtungsstation“ eine Anzahl von Krankenbetten für stationäre Patienten erhielt.

Der wuchtige, selbstbewusst emporgereckte Turm der neuen Frauenklinik war von der Stadt aus weithin sichtbar und bildete so ein Gegenstück zur Festung Marienberg und dem kreuzritterburgartigen Turm des Mariannahiler Klosters auf dem Mönchberg, Jahrzehnte später entstand mit der Universitätsbibliothek/Hubland-Mensa noch ein vierter markanter Orientierungspunkt an der Peripherie der Würzburger Stadtlandschaft.

Akzent in der Stadtsilhouette: Die 1934 bezogene Frauenklinik Ende der 1930er Jahre.



Zwischenkriegszeit



Dietrich Gerhardt (1866-1921)

– der Spiritus rector

Obwohl nicht in Würzburg geboren, war der Internist Dietrich Gerhardt mit den hiesigen Verhältnissen bestens vertraut: Die Universitätskliniken im Juliusspital kannte er aus eigener Erfahrung als Schüler, Student, Assistent und Privatdozent – und aus den Erzählungen seines Vaters Carl Gerhardt, der hier 1872 bis 1885 als Direktor der Medizinischen Klinik amtierte – und zuvor schon 1850 bis 1860 Student, Assistent und Oberarzt gewesen war. 1911 wurde Dietrich Gerhardt Nachfolger Wilhelm Leubes – und so gewissermaßen Nachfolger seines Vaters auf dem Chefartzsessel der Medizinischen Klinik.

Mit seinem reichen Erfahrungsschatz setzte er sich beharrlich für die Neubaupläne des Luitpoldkrankenhauses ein – seit 1918 gehörte er zudem dem Oberpflegamt des

Juliusspitals an und konnte auch dort seinen Einfluss geltend machen. In der oft hitzig, gelegentlich polemisch geführten Debatte um die Interessen und Zukunftspläne von Universitätskliniken und Juliusspital gelang es Gerhardt mit seiner stets auf Ausgleich bedachten Persönlichkeit immer wieder, die Wogen zu glätten.

Nach den langen Kriegsjahren – 1915/16 amtierte er noch als Dekan der Medizinischen Fakultät – erlebte er den Einzug der ersten Patienten ins neue Krankenhaus am 1. Juli noch mit – nicht aber die feierliche Eröffnung wenige Monate später, am 2. November 1921. Zu seinen Ehren und in Anerkennung seiner Verdienste um das Luitpoldkrankenhaus wurde das ehemalige Typhus-Haus (Bau 19) als „Gerhardt-Bau“ benannt.

Sündlein, Lindelsberg, Schalksberg

– der Baugrund

Wer die Vorgeschichte des Luitpoldkrankenhauses studiert, stolpert über zahlreiche Flurbezeichnungen, an die heute angesichts dichter Bebauung meist nur noch Straßennamen erinnern:

Der SCHOTTENANGER bezeichnete das Gelände um das „Schottenkloster“ im Mainviertel, ein ehemaliges Benediktinerkloster, das im frühen Mittelalter von englischen Missionaren gegründet wurde.

Woher der Name SÜNDLEIN stammt, weiß heute niemand mehr. In Zeitungsannoncen aus dem 19. Jahrhundert ist von Kleeäckern

und Weinbergen die Rede, die das Juliusspital systematisch erwarb, um seinen Besitz zu arrondieren. Für den streitbaren und sprachschöpferisch veranlagten Psychiater Konrad Rieger war spätestens nach dem teuren Kauf des Geländes vom Juliusspital die Etymologie klar: Der ausgefallene Name regte ihn zur Wortschöpfung des „Sündleinsgolds“ an.

Rieger selbst hatte seine neue Klinik auf dem SCHALKSBERG errichtet, einer bekannten Würzburger Weinlage – das passt gut für eine Nervenklinik, doch ist der Name natürlich deutlich älter.

Direkt gegenüber des Sündleins – jenseits der Bundesstraße und des „Greinbergknotens“ – legte das Juliusspital im April 2013 einen neuen Weinberg an. Die Weinlage erhielt den Namen „FESTUNGSBLICK“, weil man

von der Höhe aus einen unverbauten Blick über die Stadt bis zum Festungsberg hat. Auf 5,7 Hektar stehen derzeit 9 500 Silvaner-Weinstöcke, die 7000 Liter Wein liefern, was 10 000 Bocksbeuteln entspricht.



Ende der 1920er Jahre. Blick über die Industrieanlagen in der Schweinfurter Straße zum Luitpoldkrankenhaus.



Ende der 1920er Jahre. Blick zum Luitpoldkrankenhaus.

August Lommel (1878-1945)

– Baumeister und Architekt des Luitpoldkrankenhauses

In der Familie des Universitätsbaumeisters August Lommel finden sich die naturwissenschaftlichen und künstlerischen Begabungen gleichmäßig verteilt: Sein Vater Eugen war seit 1868 Professor der Experimentalphysik in Erlangen, sein Großvater Mediziner und sein jüngerer Bruder Felix (1875-1968) seit 1909 Direktor der Medizinischen Universitäts-Poliklinik Jena, wo der Würzburger Internist Dietrich Gerhard bis 1907 die Medizinische Klinik geleitet hatte! Sein älterer Bruder Friedrich (1883-1967) wurde hingegen Bildhauer.

Die Pläne für das Würzburger Luitpoldkrankenhaus stammten im Konzept vom Münchner Architekten Otto K. Lasne (1854-1935), wurden aber von Lommel umgesetzt – als barockisierende Bauten in einer Parklandschaft. 1924 wurde er Leiter des Universitätsbauamtes: Seine Dienstwohnung befand sich bis zu seiner Pensionierung 1934 im Eingangsbereich des Luitpoldkrankenhauses im Verwaltungsgebäude.

Dass Lommel die ganze Bandbreite architektonischer Stilformen beherrschte, zeigt die von ihm geplante neue Frauenklinik, die, der neuen Sachlichkeit verpflichtet, 1934 eröffnet wurde. Für seine gelungene Planung erhielt der Architekt 1921 bei Einweihung des Krankenhauses den medizinischen Ehrendokortitel – ebenso wie der Mathematiker Prof. Georg Rost, der das ganze, jahrzehntelang schwebende Projekt von Beginn an im Verwaltungsrat mitbegleitet hatte.

Das Luitpoldkrankenhaus war Lommels Lebenswerk, über das er in zahlreichen Vorträgen und Artikeln immer wieder berichtete. Tragischerweise musste er nicht nur die mutwillige Zerstörung der von ihm 1929 restaurierten Heidingsfelder Synagoge in der „Reichskristallnacht“ 1938, sondern am 16. März 1945 auch die Bombardierung des Luitpoldkrankenhauses miterleben; wenige Tage später kam er bei der Besichtigung der Bombenschäden am Veitshöchheimer Schloss ums Leben. [1]



Ansichtskarte, Ende der 1920er Jahre. Im Verwaltungsbau wohnte auch der Architekt.

Fritz König (1866-1952)

– der erste ärztliche Direktor



Büste für den ärztlichen Gründungsdirektor an der Klinik-Einfahrt.

Als der Chirurg Fritz König 1918 Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik im Würzburger Juliusspital wurde, konnte er nicht ahnen, dass er drei Jahre später nach dem überraschenden Tod seines internistischen Kollegen Dietrich Gerhardt ärztlicher Direktor des Luitpoldkrankenhauses werden würde und diesen Posten bis zu seiner Emeritierung 1935 bekleiden sollte. König, Sohn eines Chirurgen und langjähriger Schüler Ernst von Bergmanns in Berlin, führte das Universitätsklinikum durch die schwierigen Anfangsjahre, die er in seinen Lebenserinnerungen unterhaltsam schildert. Er setzte sich für die Wiederaufnahme der

Bauarbeiten in Inflationszeiten ein, machte das neue Krankenhaus in Fach- und Zeitungsartikeln bekannt und konnte den Augenarzt Josef Schneider als Sponsor für den Bau der Straßenbahnlinie nach Grombühl gewinnen.

Für die vorgezogene Emeritierung im Dritten Reich entschädigten ihn zahlreiche Ehrungen: Im Mai 1935 wurde eine Bronzebüste von Helene Leven-Intze (1872-1968) auf dem Gelände des Luitpoldkrankenhauses enthüllt. Zu seinem 85. Geburtstag erhielt er die Silberne Stadtplakette der Stadt Würzburg und die Ehrensensator-Würde der Universität.

Josef Schneider (1845-1927)

– der Retter in der Not

Das Luitpoldkrankenhaus war hochmodern, im Grünen gelegen – aber weitab vom Stadtzentrum! Ein Glücksfall für das Universitätsklinikum war der Augenarzt Josef Schneider, der nach seinem Studium in Würzburg und Assistentenjahren in der Augenklinik Robert von Welz' nach Amerika ausgewandert war und sich dort mit Fleiß und Geschick ein Vermögen erworben hatte. In den Inflationsjahren stellte er seiner Würzburger Alma Julia über verschiedene Stiftungen harte Dollars zur Verfügung und zögerte keine Sekunde, als er von der misslichen Lage des Luitpoldkrankenhauses erfuhr.

Dank seiner großzügigen Spende konnten 1926 eine Straßenbahnlinie und – ebenso wichtig – die dazu benötigte Brücke in Grombühl gebaut werden – gewissermaßen die Hauptschlagader für das neue Klinikum. Die Universität dankte es ihm mit zahlreichen Auszeichnungen, darunter die Ehrensensorenwürde – die Stadt benannte 1927, in seinem Todesjahr, einen Teil der Oberdürrbacher Straße nach ihm um. Auf diese Weise tauchte sein Name nicht nur in den Briefköpfen der Kliniken, sondern auch in der Adresszeile der Autoren medizinischer Fachpublikationen auf.



Sicher hätte er auch nicht gezögert, nach dem Zweiten Weltkrieg Geld zum Bau der Studentenbaracken vor der Chirurgischen Klinik zur Verfügung zu stellen, wie dies der Industrielle August Knoll tat. Da 1955 als Ersatz für die baufällig gewordene Unterkunft auf dem Gelände direkt gegenüber ein Studentenwohnheim an der Josef-Schneider-Straße errichtet wurde, trägt auch dieses Wohnheim für Medizinstudenten, das später mehrfach modernisiert wurde und bis heute besteht, seinen Namen: „Josef-Schneider-Wohnheim“.



Großherziger Mäzen und Förderer.

Medaille für den Josef-Schneider-Theresia Preis.

„Posten und Gegenposten ...“

Eine Episode aus der Frühzeit des Luitpoldkrankenhauses

Wie angespannt das Verhältnis zum Julius-Spital anfangs war, macht eine heute kurios erscheinende Auseinandersetzung deutlich: Prof. Richard Hagemann, Leiter der Chirurgischen Poliklinik, der seine Bewerbung um die Chefarztstelle im Julius-Spital auf Drängen seines Chefs, Fritz König, hatte zurückziehen müssen, beklagte sich, der Spital-Pförtner nähme auch Patienten auf, die eigentlich in die Universitätsklinik wollten. Das sei der Grund dafür, warum es dort an Anschauungsmaterial für den praktischen Studentenunterricht mangle. Er sähe sich daher genötigt, einen Posten an der Juliuspromenade

aufzustellen, der Kranke in die Universitäts-Klinik schicken solle.

Das Oberpflegeamt konnte mit dem entgegengesetzten Fall aufwarten, dass der Posten eine Patientin, die definitiv eine Aufnahme ins Spital wünschte, ins Luitpoldkrankenhaus verwiesen hätte, von wo sie nach langem Umweg am Ende doch noch den Weg ins Julius-Spital gefunden hätte. Schließlich ließ man den im Rückblick lächerlich anmutenden Kleinkrieg auf sich beruhen und verzichtete auf die fragwürdigen „Posten“ und „Gegenposten“. Arbeit gab es für beide Kliniken bald mehr als genug.

Ansichtskarte, Ende der 1920er Jahre.

Großzügige Anlage mit Grünflächen und Allee.



Im Schatten des Hakenkreuzes (1933-1945)

Auch wenn die zwölf Jahre des „Dritten Reichs“ aus der zeitlichen Distanz für die Universitäts-Kliniken weniger einschneidend erscheinen mögen als die verheerenden Zerstörungen des Luitpoldkrankenhauses am 16. März 1945, ist die Zeit des Nationalsozialismus zweifellos ein ebenso wichtiges wie komplexes Thema, das in viele Bereiche hineinreicht. Dies gilt umso mehr, als eine kritische Aufarbeitung in Würzburg erst spät eingesetzt hat und noch im Gang ist. Der hier eng bemessene Rahmen erlaubt freilich nur, einige ausgewählte Aspekte kurz anzusprechen; eine detaillierte Darstellung wird an anderer Stelle erfolgen.

Situation in Würzburg 1933

Obwohl die NSDAP in Würzburg bei der Wahl keine Stadtratsmehrheit erreichen konnte, kam es bei der Machtübernahme der Nationalsozialisten zur Besetzung des Rathauses und zum Hissen der Hakenkreuzflagge; der amtierende Oberbürgermeister wurde zum Rücktritt gezwungen, der Stadtrat entsprechend ausgetauscht. Seit 1927 Gauleiter und nun auch Regierungspräsident von Unterfranken verfügte Otto Hellmuth (1896-1968), Zahnarzt aus Marktbreit, Landtags- und Reichstagsabgeordneter, über eine breite Machtbasis, die er auch gegenüber der Universität ausspielen konnte.

Einflussreicher Gegenspieler und im „schwarzen Würzburg“ eine ernstzunehmende Autorität war lediglich Bischof Matthias Ehrenfried (Spitzname „Bischof Störenfried“). Zudem sah sich Hellmuth in den folgenden Jahren verschiedenen Parteistrukturen gegenüber, die eifersüchtig auf ihren jeweiligen Einfluss bedacht waren.

Frauenklinik – Institut für Rassenkunde

Die neue Frauenklinik, die 1934 bezogen wurde, deren Planung und Baubeginn aber noch in die Zeit der Weimarer Republik fallen, wurde im Sinne der nationalsozialistischen Politik gedeutet und propagandistisch genutzt: „DEN DEUTSCHEN MÜTTERN“ lautete die Aufschrift auf der Fassade des markanten Klinikturmes:

Hier waren die „Volksgenossinnen“ [1] gut aufgehoben – für Mutter und Kind war das Beste gerade gut genug. Für das angestrebte Bevölkerungswachstum und die Volksgesundheit spielte das Thema Säuglingspflege und hohe Geburtenrate eine wichtige Rolle. Klinikchef Gauß ehrte den Führer durch die Aufstellung einer Büste im Eingangsbereich.

In die durch den Umzug freigewordenen Räume in der Innenstadt zogen zwei Einrichtungen ein, auf die man ebenfalls stolz war: Die Medizinische Poliklinik unter der Leitung von Ferdinand Hoff fand hier 1938 nicht nur großzügige Räumlichkeiten und Einrichtung für die ambulante Behandlung von Patienten vor, sondern in der „Beobachtungsstation“ erstmals auch eine kleine stationäre Krankenabteilung. Nebenbei kam das 1939 gegründete Institut für Rassenkunde unter, dessen erster Leiter, Ludwig Schmidt[-Kehl] (1891-1941), seit 1934 bereits Leiter des Rassenpolitischen Amtes war.

Nationalsozialismus und Ärzteschaft

Jüdische und „staatsfeindliche“ (z.B. kommunistische, sozialistische oder sonst regimiekritische) Mediziner und Zahnmediziner wurden systematisch ausgegrenzt und entrechtet: Das begann am 1. April 1934 mit einem Boykottauftrag von Gauleiter Hellmuth, setzte sich über das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, das „Schriftleitergesetz“, die Änderung der Promotionsordnung, das



„Reichsbürgergesetz“ 1935 („Nürnberger Gesetze“) und die neue Reichsärzteordnung fort und endete mit dem Entzug der Approbation in der vierten Verordnung zum Reichsbürgergesetz im Juli 1938: Ab diesem Zeitpunkt durften nur noch einige wenige „jüdische Krankenbehandler“ tätig sein. Zusätzlich zur Entlassung aus dem Amt, dem Entzug der Kassenzulassung und der Approbation, dem Ausschluss aus Standesorganisationen, Zeitschriften-Herausgeberschaften u.ä. mehr folgten bei rechtzeitiger Emigration der Entzug der Staatsbürgerschaft sowie bei promovierten Medizinerinnen der Entzug des Dokortitels und, wenn die Flucht nicht mehr gelang, Deportation und Ermordung.

Universitätskliniken in der NS-Zeit

In Würzburg ist die Zahl der Entlassungen und Neubesetzungen von Chef- und Oberarztpositionen „aus rassistischen Gründen“ nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Vergleich zu anderen Universitätsstädten relativ überschaubar (vgl. Tabelle 1). Dennoch

veränderte sich das Klima in den Kliniken merklich: NS-Parteiorganisationen nahmen über Dozentenbund und Studentenbund Einfluss; regimiekonforme Klinik-Assistenten konnten Denunziationen lancieren und so Druck auf ihre Direktoren und Kollegen ausüben. Die Autonomie der Hochschule wurde durch das Führerprinzip ersetzt: Berufungen und die Vergabe von Universitätsämtern, insbesondere des Rektorats, erfolgten zentral, allenfalls kommentiert durch Dozentenschafts- und Studentenschaftsvertreter, die ihren Einfluss geltend zu machen suchten.

Prominente Parteifunktionäre in der Medizinischen Fakultät und in der Universitätsleitung waren die drei Rektoren Herwart Fischer, Johannes Reinmöller und Ernst Seifert (s. Exkurs); kein Parteimitglied, aber überzeugter Deutschnationaler war der Dermatologe Karl Zieler, der auch als Vorsitzender seiner Fachgesellschaft Einfluss besaß. Eine führende Rolle bei der T4-Aktion spielte Werner Heyde, der nach dem Krieg unter dem Namen Fritz Sawade untertauchte.

Ansichtskarte Ende der 1930er Jahre. Auf der Hügelkuppe thront der Bau der neuen Frauenklinik.

Studenten mussten bei der Immatrikulation ab 1934 einen Ariernachweis vorlegen, wobei es gelegentlich böse Überraschungen gab, wenn ein ahnungsloser Kommilitone wider Erwarten einen jüdischen Großvater in seinem Stammbaum entdeckte. Jüdischen oder „jüdisch-versippten“ Kommilitonen wurde Promotion, Approbation und später schon die Immatrikulation verwehrt. Assistenten, Oberärzte und Klinikdirektoren mussten im Juli 1934 einen Eid auf den Führer unterzeichnen. Kaum ein Klinikchef konnte sich dem Druck zum Parteieintritt 1937 widersetzen.

Wissenschaftliche Auslandskontakte waren bald nur noch zu „befreundeten“ Nationen möglich; dementsprechend reduzierte sich auch die Zahl medizinischer Kongresse.

Medizinstudierende

Die Studentenschaft sollte ebenfalls im Geist des Nationalsozialismus politisch geschult und erzogen werden: Nach dem Abitur zum Reichsarbeitsdienst einberufen und regelmäßig zu Ernteeinsätzen verpflichtet, sollten die Kommilitonen in Kameradschaften zusammengefasst und in Kameradschaftshäusern, meist ehemaligen Verbindungshäusern, einquartiert werden. Wehrsport, Universitäts-Sportwettkämpfe und fachliche Schulungen für Medizinstudierende und Ärzte z.B. in Alt-Rehse begleiteten das Studium. Auf dem Studienplan fanden sich neue Fächer wie Rassenkunde. Den 1940/41 unternommenen Versuch der Studienbeschleunigung durch die Einführung von Trimestern statt Semestern, um den Bedarf an Militärärzten zu decken, gab man wieder auf. Ein „Ost-Semester“ in Breslau, Königsberg/Pr. oder Graz wurde empfohlen. Das „Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen“ vom April 1933, das sich in erster Linie gegen „Nicht-Arier“ richtete, aber auch den Anteil weiblicher Studierender auf zehn Prozent zu begrenzen suchte, erwies sich bezüglich der Medizinstudentinnen als kontraproduktiv: Ab 1938 wurde sogar für das Frauenstudium geworben.

Während des Krieges fasste man Abiturienten und Medizinstudenten, die sich bereits an der Front bewährt hatten und zum Studium kommandiert waren, in Würzburg ab 1941 in fünf, später in drei Studentenkompanien zusammen, [2] die zum Teil privat wohnten und nur ihre Verpflegung gemeinsam einnahmen, zum Teil aber im Ferdinandeum (ehem. bischöfliches Studienseminar) und im Missionsärztlichen Institut kaserniert waren. [3] Zudem wurden während des Krieges Militärärztliche Akademien von Heer, Luftwaffe und Marine nach Würzburg ausgelagert. Ihre Angehörigen waren unter anderem in der Faulenberg-Kaserne untergebracht. Auch Julius Hackethal studierte als Mitglied der Berliner Pépinière einige vorklinische Semester in Würzburg und erinnert sich in seinen Lebenserinnerungen an die „Pfeifähne vom heiligen Kilian“. [4] Und so prägten während des Krieges Uniformen die Hörsäle von Instituten und Kliniken.

„Braune Schwestern“ – Fremdarbeiter

Die von katholischen Ordensschwestern getragene Krankenpflege im Luitpoldkrankenhaus war den neuen Machthabern natürlich ein Dorn im Auge. Daher wurden diese aus der Leitung der Krankenpflegeschule und der Diätassistentinnen-Schule verdrängt; ein weitgehender Ersatz des Pflegepersonals durch die Krankenschwestern der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt („braune Schwestern“) scheiterte aber, da deren Zahl zu gering war und diese überdies zur Betreuung von Lazaretten hinter der Front herangezogen wurden. Während des Krieges nahm daher die Bedeutung der anspruchslosen Ordensschwestern eher zu als ab; allerdings wurden deutlich weniger Novizinnen aufgenommen, was sich über die Altersstruktur auch in der Nachkriegszeit bemerkbar machte. Ein Augenzeugenbericht einer NS-Schwesternschülerin am Luitpold-Krankenhaus 1937/38 hat sich in Briefen erhalten. [5]

In verschiedenen Bereichen der Universitätskliniken wurden „Fremdarbeiter“ aus Frankreich

oder Osteuropa eingesetzt, die teils freiwillig, teils als Zwangsarbeiter nach Würzburg gelangt waren. In der Psychiatrischen Universitätsklinik kamen unter deren Direktor Werner Heyde Häftlinge des Außenlagers Flossenbürg zu Bauarbeiten zum Einsatz. Der gebürtige Geroldshausener Eduard Wirths (1909-1945), der in Würzburg studiert und promoviert hatte, war als Standortarzt in den Konzentrationslagern

Auschwitz und Bergen-Belsen tätig. [6] In der Würzburger Frauenklinik wurden Zwangsabtreibungen und Zwangssterilisationen vorgenommen. In der Neurologischen Klinik führte Georges Schaltenbrand ethisch fragwürdige Überimpfversuche zur MS-Forschung durch. Zu diesem dunklen Kapitel der Klinikgeschichte vgl. S. 58/59 unten.



Rot-Kreuz-Zeichen auf den Dächern kennzeichneten Lazarette. Privatfoto.



Lazarettbetrieb im Luitpoldkrankenhaus. Privatfoto.

Universitätskliniken im Krieg

Bereits ab den 1930er Jahren häuften sich Einberufungen von Assistenzärzten zu Militärübungen; ab Kriegsbeginn mussten die Klinikchefs gelegentlich regelrecht um die Freistellung von Assistenten und Oberärzten kämpfen, deren Dienstpflichten sich ja auf die verbliebenen Mitarbeiter verteilten. So war der Direktor des Hygienischen Instituts, Max Knorr, als Generalarzt und Beratender Hygieniker der Luftwaffe während des Krieges nur selten in seinem Institut. Der Personalmangel durch einberufene Landärzte führte auch zu Dienstverpflichtungen von Ärztinnen bzw. Medizinstudentinnen in den klinischen Semestern.



Rotkreuz-Schwester und Ordensschwester: Die Erlöserschwestern blieben unersetzlich.

Zudem wurden in den Kliniken Reserve-Lazarette eingerichtet, die mitbetreut werden mussten. Oberarzt Günter Bahls (1901-unbekannt) leitete das Reservelazarett II, Chirurgische Klinik, und Karl Hoede das seiner Klinik angegliederte Sonderlazarett für Haut- und Geschlechtskranke. Hermann Marx, der Direktor der HNO-Klinik, betreute neben dem eigenen, konsiliarisch auch weitere Reservelazarette in der Stadt. In der Nervenklinik befand sich unter der Leitung des Klinikdirektors Werner Heyde, der SS-Hauptsturmführer war, seit 1941 ein SS-Sonderlazarett für Hirnverletzte.

Eine lebensnahe Schilderung des Alltags der in Würzburg verbliebenen Assistenten gegen Ende des Krieges, als sich die Luftalarme häuften, findet sich in einem Bericht Gustav Bömckes, damals Assistent an der Universitäts-Frauenklinik: „Einen Achtstundentag kannten wir Zivilisten genauso wenig wie der Soldat draußen an der Front. Außer den wenigen Stunden, wo man sich zur Ruhe legte, war man grundsätzlich im Einsatz. An der großen Universitäts-Frauenklinik waren wir noch vier Assistenten, zwei Kollegen und zwei Kolleginnen. Jeder führte mehrere Krankenabteilungen, unterstützte den Chef im Kolleg, half selbst bei den Kursen. Sogenannte Einpaukkurse zum Staatsexamen erteilten wir Assistenten in der Nacht, weil wir da am meisten Ruhe dazu hatten, natürlich störten die vielen Luftalarme sehr, oft fielen die Mahlzeiten dadurch aus. Es war aber alles so organisiert, daß doch bei gutem Willen alles ordnungsgemäß lief. Bei Alarm mußten die Kranken sich selbst in den Keller begeben, die Bettlägerigen bleiben ohnedies in den Kellergängen dauernd liegen. Der Heizkellergang zum Luitpoldkrankenhaus war auch voller Patienten.“

Nicht kriegsrelevante Forschungsprojekte mussten zurückgestellt werden: Die Bearbeitung wissenschaftlicher Fragestellungen durch Doktoranden war problematisch, da nicht abzusehen war, wann die an die Front einberufenen Studenten wieder nach Würzburg zurückkehren konnten; auf der anderen Seite musste mancher Kommilitone enttäuscht feststellen, dass sein Thema inzwischen anderweitig vergeben war. [7] Die als kriegswichtig eingestuften toxikologischen Forschungen Ferdinand Flurys bezüglich chemischer Kampfstoffe führten zu einer Verlagerung des Instituts nach Berlin.

1941 wurde erwogen, im Juliusspital eine zweite Chirurgische Universitätsklinik zu errichten; auch plante man zeitweilig ein groß angelegtes Lazarettprojekt mit Baumaßnahmen im Juliusspital-Garten.

**Luftschutz und Mangelwirtschaft**

Während die Ernährungslage auch dank des landwirtschaftlich geprägten Umlandes deutlich besser war als in Großstädten wie Berlin oder München, machte sich der Mangel an Treibstoff auch in Würzburg bemerkbar: Zuletzt kamen für Krankentransporte Fahrzeuge mit Holzvergaser oder – als letzte Möglichkeit –

mit vorgespannten Pferden zum Einsatz. Nach den ersten Luftangriffen häuften sich Strom- und Gasausfälle. Die Dächer von Kliniken und Lazaretten wurden mit Rotkreuz-Bemalung gekennzeichnet; die Fassaden erhielten Tarnanstriche, und Verdunkelungsmaßnahmen mussten eingehalten werden.

Zögerlich und meist auf eigene Initiative organisierten Klinik- und Institutschefs die Auslagerung von Material und Krankenabteilungen aufs Land. Immer mehr Evakuierte und Zugezogene belegten Wohnraum. Professionelle Bunkeranlagen und Schutzräume gab es – wie in ganz Würzburg bis auf einen Hochbunker am Letzten Hieb – keine; dies war auch beim Bau des Luitpoldkrankenhauses nicht berücksichtigt worden. Provisorisch wurde ein Löschwasserteich hinter dem Gerhardt-Bau (Bau 19) angelegt – dieser erwies sich nach dem Krieg als segensreich, weil die Wasserversorgung zusammengebrochen war. Zudem wurden Laufgräben auf der Wiese vor der Chirurgischen Klinik angelegt.

Würzburg galt als Lazarettstadt – bis zuletzt klammerte man sich an die Hoffnung, dass die Stadt verschont bleiben würde, doch diese erfüllte sich leider nicht.

Auch die Frauenklinik erhielt einen Tarnanstrich.



Gegen Kriegsende wurden Pferde vor die Krankenwagen gespannt.

Ein düsteres Kapitel der Würzburger Klinikgeschichte

Dunkle Flecken auf weißen Kitteln

Zwangssterilisationen in der Universitäts-Frauenklinik

Zwischen Juli 1934 und Januar 1945 wurden 994 Frauen im Alter zwischen 13 und 47 sterilisiert – davon 883 operativ und 111 durch Bestrahlung mit Röntgen- oder Radiumstrahlen. Bei 29 Frauen erfolgte zeitgleich eine Zwangsabtreibung per Kaiserschnitt. Zudem wurden 1943 bis 1945 bei „Ostarbeiterinnen“ 148 Schwangerschaftsabbrüche im 3. bis 7. Monat durchgeführt; inwieweit diese freiwillig erfolgten bzw. durch die miserablen Wohnverhältnisse mitbedingt waren, lässt sich heute nicht mehr klären. Im gleichen Zeitraum wurden 290 „Ostarbeiterinnen“ entbunden. [7]

Deportation und Ermordung von Patienten der Universitäts-Nervenklinik im Rahmen von T4-Aktionen

Aus der Würzburger Universitätsklinik wurden Patienten nach Werneck verlegt. Einige von ihnen wurden im Rahmen von Euthanasie-Maßnahmen (Aktion T4) in die Anstalten Hartheim (Oberösterreich) und Pirna-Sonnenstein (Sachsen) verlegt und dort ermordet.

Multiple-Sklerose Impfversuche an Patienten aus Werneck und Würzburg

Zwischen 1940 und 1943 spritzte der Neurologe Georges Schaltenbrand zur Klärung einer möglichen Virus-Natur der Multiplen Sklerose Liquor von erkrankten Affen und MS-Kranken in den Rückenmarkskanal von psychiatrischen Patienten bzw. an unheilbaren Tumorerkrankungen leidenden Kranken seiner eigenen neurologischen Klinik.

Obwohl er das Risiko einer MS-Übertragung für vernachlässigbar klein hielt, war er sich der Grenzüberschreitung bewusst: „Ich glaube aber doch, die Verantwortung tragen zu können, derartige Versuche an Menschen zu machen, die an einer unheilbaren, vollkommenen Verblödung leiden.“ [„Verblödung“ war neutraler ärztlicher Begriff; A.M.] Eine juristische Untersuchung wurde 1948 eingeleitet – erst eine kanadische Publikation brachte die Affäre 1994 wieder ins Bewusstsein der deutschen Öffentlichkeit. [8]

Außenlager des KZ Flossenbürg in der Fuchleinstraße

Dem Direktor der Universitäts-Nervenklinik, Werner Heyde, gelang es, durch seine guten Beziehungen innerhalb der SS, KZ-Häftlinge aus Flossenbürg als Arbeitskräfte zur Errichtung eines von ihm in der Fuchleinstraße betreuten SS-Sonderlazarets für Hirnverletzte zu erhalten. Diese wurden im April 1943 zunächst in einer Baracke im Notgefängnis in der Friesstraße untergebracht, dann in einem mit Stacheldraht umzäunten Bereich der Nervenklinik, wo sie vor allem für Baumaßnahmen der Lazarettbaracke inklusive Luftschutzanlagen und Vorratslager eingesetzt wurden. Ein Häftling wurde beim Fluchtversuch erschossen. Nach dem 16. März kamen die Häftlinge beim Bombenräumen und bei der Leichenbergung zum Einsatz, bevor sie am 22. März wieder zurückverlegt wurden. [8]

„Depromotionen“ – Entzug des Dokortitels

Für die Würzburger Universität sind rund hundert Ärzte und Zahnärzte bekannt, denen

der Dokortitel während des Dritten Reiches aberkannt wurde – die genaue Zahl ist schwierig zu ermitteln, da wegen der in Würzburg beim Luftangriff 1945 verbrannten Unterlagen oft nur ein indirekter Nachweis möglich ist. Zu den Betroffenen gehören zum überwiegenden Teil Akademiker, die aus Deutschland geflohen und daher von den Behörden „zwangsexpatriiert“ worden waren. Die Zwangsausbürgerung bedeutete den Verlust der Staatsangehörigkeit und machte diese schutzlos; der Entzug des Dokortitels, der sonst nur bei schwerwiegenden Vergehen und nach rechtskräftiger Verurteilung, von der zuständigen Universität ausgesprochen werden konnte, hatte weniger praktische Folgen, war aber natürlich ein Angriff auf die Ehre. Zwischen 1933 und 1945 gab es in Würzburg auch Depromotionen aufgrund von Verurteilung, wobei

eine politische Komponente zumindest bei der Anklage „Rassenschande“ oder „Vergehen gegen das Heimtückegezet“ naheliegt. [10]



Freiwillig, aber auch gegen ihren Willen waren Fremdarbeiter und Kriegsgefangene tätig.



Werner Heyde alias Fritz Sawade (1901-1964)

Psychiater, Klinikchef, SS-Arzt und T4-Obergutachter

Einer der berühmtesten Mediziner der NS-Zeit war der Psychiater Werner Heyde, der sein Medizinstudium 1925 in Würzburg abschloss und dort Hilfsassistent, Assistent, Oberarzt und 1939 schließlich – gegen den ausdrücklichen Willen der Medizinischen Fakultät – Direktor der Universitäts-Nervenkrankenklinik Würzburg wurde. 1934/35 war er Mitarbeiter am Rassenpolitischen Amt in Würzburg. 1936 erfolgte seine Ernennung zum Leiter der Medizinischen Abteilung der ‚Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten‘ und die Aufnahme in die SS-Totenkopfverbände als SS-Hauptsturmführer. In seiner Funktion als „Obergutachter“ der Aktion T4 (Tarnname der zentral gesteuerten Euthanasie-Aktion, benannt nach dem Tagungsort, der „Zentraldienststelle Tiergartenstraße 4“ in Berlin) hatte er die von dort einlaufenden Meldebögen zu begutachten und zu bescheiden,

was für den Betroffenen ein Urteil über Leben und Tod bedeutete.

Als SS-Obersturmbannführer konnte er aus dem KZ Flossenbürg Häftlinge zum Ausbau seiner Klinik und eines dort geführten SS-Sonderlazaretts rekrutieren. Von Augenzeugen wird er von der Persönlichkeit her als eher zurückhaltend bis gehemmt geschildert.

Im April 1945 wurde er noch zum SS-Standartenführer erhoben und im Juli 1945 aus seinem Amt entlassen. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits interniert; 1947 gelang ihm die Flucht nach Flensburg-Mürwik, wo er unter dem Namen Fritz Sawade als Gerichtsgutachter praktizierte. In Abwesenheit wurde er zum Tode verurteilt. Als 1959 seine Enttarnung drohte, stellte er sich der Frankfurter Justiz. 1962 wurde erneut ein Verfahren eingeleitet; wenige Tage vor Beginn der Verhandlungen im Februar 1964 beging er im Zuchthaus Butzbach Selbstmord.

Entlassene und verfolgte Professoren und Dozenten der Universität 1933

Ernst Magnur-Alsleben	54 Jahre	Med. Poliklinik	1935 nach Ankara emigriert
Max Meyer (ao. Prof.)	43 Jahre	HNO-Klinik	1935 nach Ankara emigriert 1947 Ordinarius in Würzburg
Karl Hellmann (ao. Prof.)	41 Jahre	HNO-Klinik	1936 nach Istanbul emigriert
Ernst Grünthal (PD)	37 Jahre	Psychiatrische Klinik	1934 nach Bern emigriert
Herbert Strecker (PD)	39 Jahre	Psychiatrische Klinik	1933 nach England emigriert
Wilhelm Lubosch (Ord.)	58 Jahre	Anatomisches Institut	1938 verstorben
Charlotte Manasse	26 Jahre	Assistentin Augenklinik	1933 Schweiz, Portugal
Ernst Niederland	25 Jahre	Assistent Zahnklinik	1933 Schweiz, dann Israel
Erna Höchstätter	25 Jahre	Assistentin Zahnklinik	1934 nach Nürnberg

Rosa Hetzer (1901-1940) und Margarete Höppel (1892-1940)

Psychiatrie-Patientinnen und Euthanasie-Opfer

Während viele Täterbiographien bekannt und inzwischen gut erforscht sind, bleiben die zahllosen Opfer der Tötungsaktionen im Rahmen der T4-Aktion in der Regel namen- und gesichtslos. Um ihr Schicksal wenigstens an konkreten Einzelpersonen nachvollziehbar zu machen, wird exemplarisch an zwei Patientinnen der Würzburger Nervenkrankenklinik erinnert, für die 2007 und 2015 Stolpersteine verlegt wurden.

Rosa Hetzer verdingte sich nach der Volksschule als Dienstmagd, brachte 1926 ein Kind zur Welt, dessen Vater nicht bekannt ist, und war zuletzt Magd bei einem gewalttätigen Dienstherrn in Holzkirchen, bevor sie Aufnahme im Lioba-Heim fand, einem Würzburger Erziehungs- und Fürsorgeheim für Mädchen. Im Juni 1930 wegen „Aufregungszuständen“ in die Psychiatrische Klinik Würzburg eingeliefert, wurde sie im September mit der Diagnose Schizophrenie nach Werneck verlegt. 1940 brachte man sie in die Anstalt Hartheim bei Linz/Österreich, wo sie ermordet wurde.

Margarete „Grete“ Höppel wurde in Eibelsstadt geboren und kam mit ihrer Familie 1894 nach Würzburg. Sie war in Grombühl als Tüten-Kleberin tätig, wo sie giftigen Lösungsmitteldämpfen der Klebstoffe ausgesetzt war, die möglicherweise zu einer toxisch bedingten Gehirnerkrankung führten. Jedenfalls erlitt sie 1916 einen Epilepsieanfall und wurde in die Nervenkrankenklinik eingeliefert; 1917/18 und 1918 erfolgten aus dem gleichen Grund weitere Klinikeinweisungen. Anschließend verlegte man sie nach Werneck, wo sich ihr Zustand weiter verschlechterte. 1940 kam sie mit einem Sammeltransport

nach Pirna-Sonnenstein und wurde dort noch am selben Tag ermordet

Das Bemühen, auf die tragischen Schicksale aufmerksam zu machen, fand in der Benennung des Platzes vor der Nervenkrankenklinik Ausdruck. Ein sicht- und greifbares Denkmal ist die 2010 vor dem Portal der alten Psychiatrischen Klinik errichtete Stele, die an die Opfer von Zwangssterilisationen und Euthanasie-Aktionen sowie an die Zwangsarbeiter im Würzburger Außenlager des KZ Flossenbürg erinnert, das sich im Keller der Nervenkrankenklinik in der Fuchleinstraße befand.

Gedenk-Stele für die Opfer nationalsozialistischen Unrechts.



Artikel über Ernst Seifert aus der NS-Zeitschrift 'Die Bewegung' von 1942.

Das Gesicht der Wissenschaft

Prof. Dr. Ernst Seifert



Aut.: Privat

„Will die Leistung einer Universitätsklinik in jeder Hinsicht bestehen, so muß sie mitbestimmt sein durch die innere Haltung der einzelnen Menschen ihres gesamten Arbeitskreises, muß also gewissermaßen deren Ausstrahlung und äußere Ausdruckform darstellen. Hieraus folgt, daß die Aufgabe des Klinikleiters keineswegs allein mit dem fachlichen Können als Arzt, als wissenschaftlicher Forscher und als Lehrer umrissen ist. In der Chirurgie muß — ungleich stärker als bei den meisten anderen Zweigen der Heilkunde — die geistige und seelische Prägung des Menschen eine ganz besondere sein. Als die drei Eckpfeiler der inneren Haltung sehe ich beim Chirurgen die Sauberkeit der allgemein menschlichen Begriffe und Beweggründe an, die unbeirrbarere Pflichtauffassung und die — im weiteren Sinn gemeinte — Bescheidenheit. Ohne diese Grundhaltung kann ich mir den vorbildlich wirkenden Chirurgen nicht denken. Damit ist gesagt, daß der Klinikleiter selbst es als Höchstes erstreben muß, Tag für Tag durch das eigene Beispiel, durch das „Vor-

leben“ im Sinne von Walter Flex erzieherisch auf seine jüngeren Mitarbeiter zu wirken. Ich habe es schon an anderer Stelle einmal betont, daß der Chirurg, nicht anders wie der Truppenführer, nur dann zur Höchstleistung, zum wahren Führen befähigt sein wird, wenn es ihm gelingt, eben durch sein Vorleben und durch seine eigene Tüchtigkeit das unbeirrte Vertrauen der Menschheit zu gewinnen und zu erhalten. Kein schönerer Lohn für den chirurgischen Hochschullehrer im Staate Adolf Hitlers, als wenn sein Streben und seine Arbeit durch diesen Erfolg gekrönt wird!“

Prof. Dr.

Professor Dr. Ernst Seifert, Leiter der Chirurgischen Universitätsklinik Würzburg und Rektor der Universität, wurde am 9. November 1887 geboren. Auch sein Vater war Professor an der Universität gewesen. Jeder Mediziner kennt das Taschenbuch von Seifert-Müller.

Beste Würzburger Überlieferung sucht Prof. Seifert in der Chirurgischen Klinik zu verwirklichen, eine Überlieferung, die sich zunächst an den bekanntesten Namen Enderlen und König knüpft und die ihrerseits wieder sich an den Geist E. v. Bergmanns anschließt.

Im Sinne dieser Überlieferung gilt in der Seifertschen Klinik der Grundsatz weniger nur nach außen durch bewußtes Hervorheben verschiedener ausgesuchter fachlicher Erfolge zu imponieren, als vielmehr beschelden bei allen Erfolgen in engefügter Berufsgemeinschaft die Klinikarbeit durch Verantwortungsbewußtsein und Strenge gegen sich selbst zu edeln: Eine solche gewiß vorbildliche Prägung des Klinikbetriebes kann in der Tat nur Wirklichkeit sein bei unerbittlicher Zuverlässigkeit und Sauberkeit jedes Tuns und Handelns, sei es der Aufbau einer ärztlichen Diagnose am Krankenbett oder die Durchführung einer wohlbegründeten Operation, sei es die Planung einer wissenschaftlichen Arbeit oder die sprachliche Ausdrucksweise ihrer Leistung. Ohne diese „Sauberkeit“, die dem einzelnen Menschen im chirurgischen Arbeitskreis auszeichnen muß, ist es freilich nicht möglich, jenen Grundsatz in die Tat umzusetzen, den Prof. Seifert einleitend für die Leser unserer „Bewegung“ als seine tragende Überzeugung als Klinikleiter und Hochschullehrer niedergelegt hat.

Die Würzburger Klinik hat Prof. Seifert kurz vor Kriegsbeginn übernommen; nach einer fünf Jahre währenden Zwischenzeit der Unruhe und Zwiespältigkeit bedurfte sie damals wieder einer unbeirrbareren Hand und Führung. Prof. Seifert, dem 1936 schon einmal eine ähnliche Aufgabe gestellt war, hat seinerzeit auch in einer anderen Universität einen Sommer lang den schwierigen Verhältnissen einer beunruhigten Klinik gerecht zu werden verstanden. In Würzburg wird es allerdings erst nach dem Kriege, der auch den Klinikleiter mit der Mehrzahl seiner jüngeren Mitarbeiter

Ernst Seifert (1887-1969)

– Ordinarius der Chirurgie und Universitätsrektor im Dritten Reich

Eine prominente Figur der NS-Zeit in Würzburg ist der Chirurg Ernst Seifert. Er wurde 1887 als Sohn des Internisten Otto Seifert (1853-1933) geboren, der die Universitäts-Poliklinik für Nasen- und Kehlkopfkrankheiten in Würzburg begründete und zusammen mit einem Würzburger Kollegen mit dem „Müller-Seifert“ das für jeden Studenten unentbehrliche Kitteltaschenbuch verfasste. Sein Schwiegervater war der Würzburger Ordinarius für Hygiene, Bernhard Karl Lehmann (1858-1940) und dessen Bruder wiederum, Johann Friedrich Lehmann (1864-1935), der Gründer des J.F. Lehmann-Verlags, in dem die „Münchener Medizinische Wochenschrift“ und weitere rassenbiologische Schriften erschienen. Ernst Seifert nahm als Chirurg eines Feldlazarets am Ersten Weltkrieg teil und war

langjähriger Assistent und Oberarzt an der Chirurgischen Universitätsklinik bei Fritz König und ab 1935 Max Kappis. 1934/35 hatte er die Klinik kommissarisch geleitet. Aus seiner Feder stammen zahlreiche Fachpublikationen, von denen eine ganze Reihe im Münchner J.F. Lehmann-Verlag erschienen. 1933 trat er in die NSDAP und in die SA ein, wo er es zum SA-Obersturmbannführer brachte. Augenzeugen zufolge tat er sich im November 1938 beim Sturm auf die Würzburger Synagoge in der „Reichskristallnacht“ hervor; eine Rädelführerschaft konnte ihm in einem Prozess nach Kriegsende aber nicht nachgewiesen werden. Im gleichen Jahr wurde er zunächst kommissarisch, dann endgültig zum Rektor der Universität ernannt. Nach dem Krieg kurzzeitig in Frankreich interniert, war er als niedergelassener Chirurg mit Belegbetten in der Rotkreuz-Klinik tätig.



Amtliches Briefkuvert des Luitpoldkrankenhauses aus dem Dritten Reich.

„Führer-Rektoren“ und Klinikum

Ein politisches Lehrstück

Der neue Rektor der Universität Würzburg.
Herrn-Prof. Dr. med. Herwart Fischer.

Wieder werden die Schritte der deutschen Hochschulpolitik alljährlich nach Professorwahltagen gemessen. Das ist nun, da der Führerprinzip herrscht, anders; jetzt werden ja nur die Staatsregierungen ernannt. Wie aus Würzburg gemeldet wird, ist auf Grund der vorläufigen Beschlüsse zur Vereinfachung der Hochschulverwaltung nach Beschlag des Senats zum Rektor an der Universität Würzburg Herr Prof. Dr. med. Herwart Fischer ernannt worden.

Der neue Rektor ist am 25. Juli 1933 in Würzburg in der Universität, Regierungsbauwerk, geboren; er ist im 40. Lebensjahr. 1904 legte Herwart Fischer sein Abitur in Würzburg ab. Er studierte in Würzburg, Bonn, Göttingen und Berlin und wurde in Würzburg, Göttingen, Bonn, Berlin und Göttingen promoviert. Er ist Mitglied der Corps Borussia Würzburg und Borussia Bonn. 1909 bekam Herwart Fischer das erste Staatsexamen in Würzburg. Nach einer Tätigkeit in Würzburg und Göttingen wurde er 1911 als Assistent an die Universität Würzburg berufen. 1914 bis 1919 fand er in Würzburg eine Stelle als Assistent an der Chirurgischen Klinik. Im August 1914 legte er das zweite Staatsexamen ab. Im Juli 1914 wurde er zum stellvertretenden Leiter der Chirurgischen Klinik ernannt. Im August 1914 wurde er zum Leiter der Chirurgischen Klinik ernannt. Im August 1914 wurde er zum Leiter der Chirurgischen Klinik ernannt.

„Bisher wurden die Rektoren der deutschen Hochschulen alljährlich von Professorenkollegen gewählt. Das ist nun, da das Führerprinzip herrscht, anders; jetzt werden sie von der Staatsregierung ernannt“, berichtete der Würzburger General-Anzeiger am 31. August 1933 bei der Vorstellung Herwart Fischers (1885-1938) als neuem Universitätsrektor. Der Gründungsordinarius und Vorstand des Gerichtsmedizinischen Instituts, der 1932 einen öffentlichen Wahlauftritt für die NSDAP veröffentlicht hatte, war 1933/34 auch Führer des Reichsverbandes der Deutschen Hochschulen gewesen und fungierte zwischen 1933 und 1937 als Mit-Herausgeber der Zeitschrift „Der Jungarzt“.

Die hoffnungsvolle Karriere des linientreuen Parteigenossen fand allerdings 1935 ein abruptes Ende, als ein Amtsenthebungsverfahren wegen „sittlicher Verfehlung gegenüber einer Schutzbefohlenen, d.h. einer Laborantin“ eingeleitet wurde. Fischer wurde aus der Partei ausgeschlossen und 1936 vorzeitig emeritiert.

Um den Image-Schaden zu begrenzen und die Universität auf Kurs zu halten, berief man den amtierenden Rektor der Universität Erlangen Johannes Reinmüller (1877-1955) zum Würzburger Rektor und gleichzeitig zum Direktor der Zahnklinik. Auf Reinmüller, SA-Standartenführer und vermeintlich politisch absolut zuverlässig, setzte die Partei große Hoffnungen: Er sollte rasch für klare Verhältnisse sorgen. Diese Erwartung erfüllte sich freilich nicht: Nicht nur, dass sich der Klinikchef kaum um die Zahnklinik kümmerte, die von einem Kommissarius betreut werden musste, er enttäuschte auch als „Führer-Rektor“. Als der NS-Studentenbund eine Kampagne gegen den 1935 berufenen

Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik, Max Kappis, startete, sprang Reinmüller diesem bei, ließ die Rädelführer eines Aufmarsches vor dem Hörsaal der Chirurgischen Klinik festnehmen und brüskierte Gauleiter Otto Hellmuth. Nach einem Machtkampf resignierte er schließlich, akzeptierte seine Emeritierung und zog sich nach Ahrenshoop bei Rostock zurück.

Mit dem Hygieniker Maximilian Knorr stand ein dritter Mediziner auf der Kandidatenliste, der sich jedoch nicht durchsetzen konnte. Nach kommissarischer Betreuung des Rektoratsamtes durch den Botaniker Paul Branscheidt (1893-1942) suchte der Gauleiter seinen Wunschkandidaten, den Chirurgen Ernst Seifert durchzusetzen, den er gut kannte und der als politisch zuverlässig galt. Dieser wurde zunächst kommissarisch eingesetzt: Am 31. Januar 1938 druckte der „Würzburger General-Anzeiger“ den Text eines Telegramms des Berliner Kultusministeriums ab: „Ich habe den nichtbeamteten ao. Professor Dr. Seifert beauftragt, die Amtsgeschäfte des Rektors der dortigen Universität vertretungsweise wahrzunehmen.“

Allerdings waren auch im Dritten Reich gewisse Voraussetzungen zu erfüllen: Rektor konnte formal nur ein Universitätsmitglied werden, das mindestens eine apl. Professur bekleidete. Nun war Seifert zwar langjähriger Oberarzt der Chirurgischen Klinik und ao. Professor, aber eben kein apl. Professor oder Ordinarius. Doch dieses Problem ließ sich mit gutem Willen und etwas Einfallsreichtum lösen: Die damals vakante apl. Professur für Mathematik wurde kurzerhand an die Medizinische Fakultät abgegeben, wofür die Philosophische Fakultät durch die Sachmittel entschädigt wurde, die über die, 1934 nach der Emeritierung Georg Stickers freigewordene apl. Professur verfügbar waren. Auf diese Weise ließen sich sogar zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, denn die Philo-

sophische Fakultät nutzte die Mittel zur Schaffung eines Instituts für Erbbiologie und Rassenhygiene, was ja durchaus auch im Parteiinteresse lag.

Probleme gab es trotzdem, weil Seifert nicht nur die Abtrennung der Chirurgischen Poliklinik von der durch Max Kappis geleiteten Chirurgischen Klinik forderte, sondern darüberhinaus dort eine eigene Bettenstation einrichten wollte. Das freilich konnte der Klinikchef unmöglich hinnehmen, woraufhin sich ein regelrechter Kleinkrieg entwickelte. Eine Lösung schien schwierig – bis Kappis Anfang August 1938 unerwartet an einer Gallenerkrankung starb.

Johannes Reinmüller als Rektor.



So war das letzte Hindernis beseitigt: Seifert blieb bis Kriegsende im Amt. In seinen Rektoratsreden zeigte er sich als Freund martialischer Worte: Am 17. Januar 1942 führte er – nach einem besonderen Gruß an die Kameraden, die von der Front kamen, Folgendes aus: „Wenn man als Kern- und zugleich Spitzenleistung der chirurgischen Tätigkeit die Operation – ähnlich wie beim Truppführer das Gefecht – anspricht, so sieht man hier in einem einheitlichen Arbeitsgang alles vereinigt, was das Können des Fachmanns ausmacht.“

Zerstörung und Jahre des Wiederaufbaus (1945-1970)

Das Luitpoldkrankenhaus nach dem Angriff vom 16. März 1945

Augenzeugenbericht von Wilhelm Künzer, damals Assistent der Kinderklinik

„Unmittelbar nach dem Angriff fuhr ich mit meinem Fahrrad, so gut das möglich war, in Richtung Klinik, entlang der Versbacher Landstraße, vorbei an unzähligen verglühenden Brandbomben und zerstörten oder brennenden Häusern, während über der Stadt ein riesiger, makabrer Pilz aus Flammen und Qualm den Himmel verbarg. Als ich im Luitpoldkrankenhaus auf Umwegen unter dem Tor des Verwaltungsgebäudes angelangt war, explodierte kurz vor mir in Höhe der Kinderklinik eine Bombe, die ein einfahrendes Feuerwehrauto zerriß und in Teilen bis auf das Dach der Ohrenklinik dicht neben der zerstörten Kinderklinik schleuderte. Das Klinikum war von Chaos beherrscht: Tote, Verletzte, Schreie, Brände, Verwüstungen, Bombentrichter, Brandlöscher, bemühte Helfer. Von der Kinderklinik im Bau 8 war alles vernichtet, außer dem Röntgenzimmer und dem kleinen Bibliotheksraum. Daß der Weg zum Luftschutzkeller gangbar geblieben war, ermöglichte uns die Bergung der überlebenden Kinder. In der späten Nacht konnte ich Leiterwagen aus Rimpar herbeischaffen, die mit Stroheinlagen versehen und von Pferden gezogen, als Krankenwagen dienten. Das Ziel des Transportes war Güntersleben, wo in einem Gasthof vorsorglich 40 bis 80 Krankenbetten bereitstanden, die nun rasch für die kranken Kinder hergerichtet wurden. Nach vielen vergeblichen Anläufen war es mir,

wenige Tage vor dem Angriff erst, gelungen, die zuständigen Behörden von der Notwendigkeit zu überzeugen, wenigstens dieses Mindestmaß an Vorsorge zu erfüllen. Ist eine solche primitive Unterbringung kranker Kinder an sich schon ein Übel, so taten die weiteren Umstände ein übriges. Besonders verhängnisvoll wirkte sich aus, daß die nicht lange nach dem Luftangriff vorrückenden Amerikaner westlich des Mains anhielten und sich von dort aus auf Granatfeuer und Tieffliegerangriffe beschränkten. Da Güntersleben ebenso wie Rimpar im Störbereich lag, mußten die Kinder fast dauernd im Keller bleiben, in der liebevollen Obhut der sich aufopfernden Ordensschwwestern. Ich selbst pendelte mit dem Fahrrad zwischen Rimpar und Güntersleben, auf einer schmalen Schotterstraße, die über weite Abschnitte ungeschützt zwischen Feldern lag, häufig von Jagdbombern bemerkt und entsprechend bedroht. Es ging aber stets alles gut; Schutzengel und Kriegserfahrung standen mir bei.“ [1]

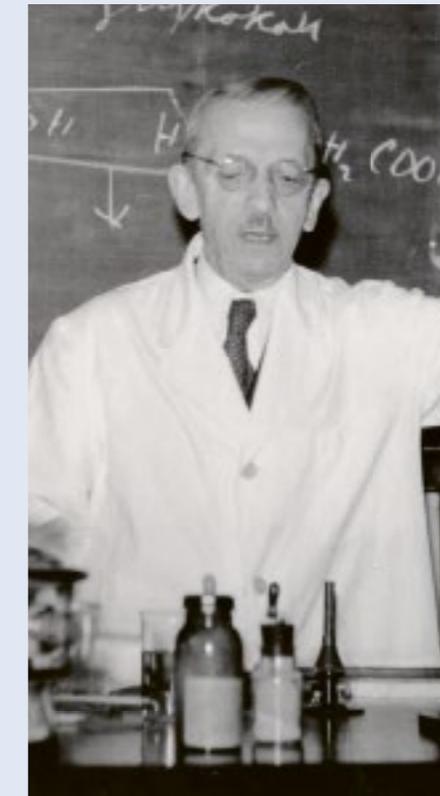
Histaminforscher, Studentenvater und geduldiger Lückenbüßer

Dankwart Ackermann (1878-1965) – Professor der Physiologischen Chemie

Entgegen dem testamentarischen Willen seines Vaters, der noch in Würzburg bei Rudolf Virchow Pathologie gehört hatte, entschied sich der Professorensohn Dankwart Ackermann für ein Medizinstudium. Nach Assistentenjahren an den Physiologischen Instituten in Heidelberg und Marburg habilitierte er sich 1908 in Würzburg, erhielt 1914 einen Lehrauftrag, 1922 eine planmäßige außerordentliche Professur und 1929 schließlich ein persönliches Ordinariat für Physiologische Chemie. Sein wissenschaftliches Interesse galt vor allem den Bio-Aminen, von denen er nicht weniger als elf entdeckte, darunter auch das Histamin.

Als bienenfleißiger Labor-Arbeiter eher ein „Nachtschattengewächs“ gelang es ihm, nicht nur das Dritte Reich unauffällig und unbehelligt zu überstehen, sondern auch die ihm so wichtige Physikalisch-Medizinische Gesellschaft vor parteipolitischer Vereinnahmung zu bewahren. Still und bescheiden forschte er in den engen Räumen, die ihm sein Schwiegervater, der Physiologe Max von Frey in dessen Institut und der Pharmakologe Ferdinand Flury im Medizinischen Kollegienhaus zur Verfügung gestellt hatten. Bei den Studenten erfreute sich der in Prüfungen ausgesprochen milde „Papa Ackermann“, der immer ein Ohr für ihre Sorgen und Nöte hatte, großer Beliebtheit, ja Hochachtung. Kein Wunder, dass die amerikanische Militärregierung den braven Biedermann nach der Machtübernahme zum kommissarischen Direktor des Luitpoldkrankenhauses, zum Dekan der Medizinischen Fakultät und zum Kommissarius zahlreicher, nach der Entlassung belasteter Institutsvorstände verwaister

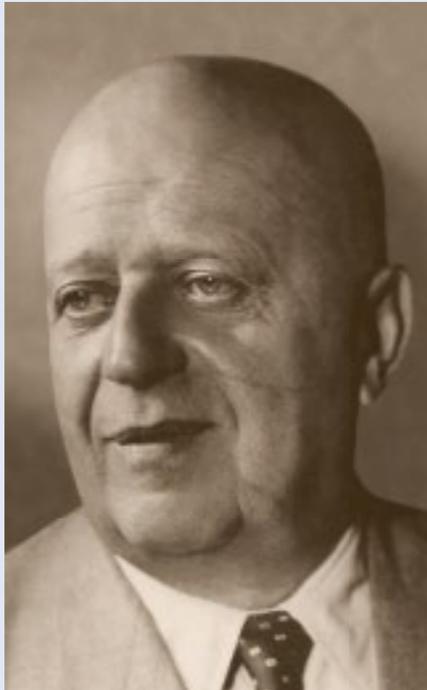
Lehrstühle bestellte. Mit seiner grenzenlosen Hilfsbereitschaft, Verantwortungsbeusstsein, aber auch langjähriger Erfahrung und Ortskenntnis spielte er in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine zentrale Rolle beim Neuanfang, auch wenn er das in seiner Bescheidenheit nie an die große Glocke hängte. Selbst auf seinem Grabstein auf dem Würzburg Hauptfriedhof stehen neben seinem Namen nur die Geburts- und Sterbedaten. Die Ehrendoktorwürde der Würzburger Naturwissenschaftlichen Fakultät, die er zu seinem 80ten Geburtstag erhielt, hat ihn dennoch sehr gefreut.



„Papa Ackermann“: beliebter Hochschullehrer und „Mann der Stunde Null“.

Max Meyer (1890-1954)

HNO-Arzt, Emigrant, Rektor und Brückenbauer der Nachkriegszeit



Nachkriegsrektor Max Meyer war ein Mann des Ausgleichs.

1890 in einer jüdischen Familie in Berlin geboren, studierte Max Meyer in Berlin und Straßburg Medizin. Als Bataillonsarzt im Ersten Weltkrieg zweifach verwundet, konvertierte er 1915 zum evangelischen Christentum. Am Würzburger Luitpoldkrankenhaus war er ein Mann der ersten Stunde: Als Assistent, später Oberarzt der HNO-Klinik bei Paul Manasse und später Hermann Marx habilitierte er sich 1923 und wurde 1927 zum ao. Professor ernannt. Als alter Frontkämpfer schloss er sich der Gruppe deutschnationaler Hochschullehrer an. 1934 noch mit dem renommierten Guyot-Preis der Universität Groningen ausgezeichnet, wurde er 1935 aus „rassischen Gründen“ entlassen und übernahm die Chefarztstelle der HNO-Universitätsklinik Nürmene Hastenesi in Ankara, wo im Dezember 1935 auch Ernst Magnus-Alsleben

(1879-1936), der Direktor der Würzburger Medizinischen Poliklinik eine Anstellung fand. Als dort 1941 die Ausbürgerung als „Staatenloser“ drohte, konnte er an die Universität Teheran wechseln.

1947 kehrte er – nun als Ordinarius und Chefarzt – an „seine“ Würzburger HNO-Klinik im Luitpoldkrankenhaus zurück. Als Dekan der Medizinischen Fakultät 1948 und mehr noch als Universitäts-Rektor 1951/52 und 1952/53 gelang es ihm, für ein versöhnliches Klima zu sorgen und seine persönliche Autorität für Klinikum und Fakultät einzusetzen. Nach der Phase der internationalen Isolierung bemühte er sich um das Wiederanknüpfen wissenschaftlicher Beziehungen und reiste 1950 nach Südamerika. Als Persönlichkeit war der begeisterte Corpsstudent, der sich in der Rektorenkonferenz gegen hartnäckige Widerstände für das Verbindungsstudententum einsetzte, [1a] eine Frohnatur, der auch in der Würzburger Gesellschaft die Freundschaften der Vorkriegszeit wieder aufnahm, weiterpflegte und darüberhinaus für Toleranz eintrat.

Auf der Rückfahrt von München verunglückte der HNO-Arzt bei Iphofen mit seiner PS-starken Limousine und erlag seinen schweren Verletzungen wenige Tage später in Würzburg. Unter großer Anteilnahme der Studentenschaft wurde er in Würzburg beigesetzt. Seit einigen Jahren verleihen die Würzburger Corps zu seinem Gedenken den „Max-Meyer-Preis“ für eine herausragende Dissertation zum Zukunftsthema „Wasser“.

Die Antipoden – Wachsmuth und Wollheim

„Zwei Leben mit dem Jahrhundert“

Zwischen den Geburtstagen von Werner Wachsmuth und Ernst Wollheim, den „allmächtigen“ Nachkriegs-Chefärzten der großen Universitätsklinken, lagen genau fünf Tage im März 1900 – ihre Charaktere aber trennten Welten! Kein Wunder, dass die selbstbewussten Professoren-Persönlichkeiten nicht nur bedingt durch den Gegensatz von Chirurg und Internisten einander lebenslang in inniger Antipathie verbunden blieben! Davon zeugen zahlreiche, zumindest im Nachhinein amüsante Anekdoten, aber auch der Umstand, dass Wachsmuth den verhassten Gegenpart in der Nachbarklinik in seinen Memoiren ‚Ein Leben mit dem Jahrhundert‘ mit keinem Wort erwähnt.

Wachsmuth, Sohn eines Physik-Professors und späteren Gründungsrektors der Universität Frankfurt/Main und Wollheim, aus einer jüdischen, aber zum Christentum konvertierten Kaufmannsfamilie in Libau stammend, nahmen nach dem Notabitur 1917 am Ersten Weltkrieg teil. Während Wachsmuth sich nach Studium und einer Schiffsarztreise nach Indien auf die Chirurgie verlegte und es zum ltd. Chirurgen am Standortlazarett München und ao. Professor brachte, startete Wollheim seine Internisten-Karriere als Rockefeller-Stipendiat an der Berliner Charité, die er 1934 aus „rassischen Gründen“ verlassen musste; 1937 erhielt er im schwedischen Lund einen Lehrauftrag für Pathologische Physiologie und Pharmakologie.

Wachsmuth war im Zweiten Weltkrieg als Chefarzt eines Chirurgischen Sonderlazarets in Brüssel eingesetzt, geriet 1944 in britische Kriegsgefangenschaft und betreute in England zwei Kriegsgefangenenhospitäler. 1946 entlassen, nahm er den Ruf nach Würzburg an und kümmerte sich tatkräftig um

den Wiederaufbau von Klinikum und Medizinischer Fakultät. Nach einem Interregnum wurde 1948 auch die Chefarztstelle der Medizinischen Klinik wieder besetzt – mit Ernst Wollheim.

Der ehemalige Wehrmachtsoffizier, Corpsstudent und geradlinige Chirurg Wachsmuth und der weltgewandte und wendige ehemalige Emigrant, der im Berlin der frühen 1930er Jahre zahlreiche internationale Kontakte hatte knüpfen können und geschickt die Fäden zu ziehen wusste, mussten schon bald in Gegensatz zueinander geraten.



Das lag nicht nur daran, dass die Patienten mit Gallenblasenentzündung in der Medizinischen Klinik erst dann zu den Chirurgen verlegt wurden, wenn die Entzündung konservativ nicht mehr beherrschbar war. Zeitweilig, so wird kolportiert, sollen die beiden sogar erwogen haben, die Verbindungstür zwischen beiden Kliniken zumauern zu lassen! Immerhin trat Wachsmuth 1964 vom Posten des Ärztlichen Direktors des Luitpoldkrankenhauses zurück und überließ diese für das letzte halbe Jahrzehnt bis zur zeitgleichen Emeritierung im März 1969 seinem Widersacher.

Machtbewusste Gegenspieler: Werner Wachsmuth (links) und Ernst Wollheim (rechts).

Kindheit im Luitpoldkrankenhaus – Ein Lob den Ordensschwestern

Persönliche Erinnerungen von Brigitte La Douceur, geb. Gerlach



Liebevoll gestalteter Fronleichnamsaltar im Hof des Schwesternhauses.



Zahlreiche Altäre säumten den Prozessionsweg.

„Ein Gegengewicht“ zu den mächtigen Professoren bildeten die Ordensschwestern von der Kongregation der Töchter des Erlösers. Im katholisch-christlichen Sinne prägten sie das Leben im Krankenhausbereich, in das auch wir Kinder eingebunden waren. [...] An Fronleichnam gab es immer eine Prozession. Schon Tage vor dem Fest errichteten die Schwestern Altäre mit Blumenschmuck und Teppichen aus Gras und Blütenblättern an

den verschiedenen Stationen. Schwester Adelgardis, die Oberschwester der Station unseres Vaters, sorgte dafür, dass ich und meine Schwester in der Prozession mitgehen durften, mit kleinen Körbchen, aus denen wir Blumenblätter auf den Prozessionsweg streuten.

Mit Schwester Adelgardis war ich auch in der Kapelle und im Klausurbereich der Ordensschwestern mit dem schlossartigen Klostergebäude, dem Klostergärtlein mit seinem steinernen Brunnen und dem Kreuzgang hinter der Mauer. Im Advent bauten die Schwestern im Flur der neurochirurgischen Station auf einem weihnachtlich geschmückten Tisch eine Krippenszene auf – mit allem Zubehör, Ochs und Esel im Stall und von einem Lämpchen rot beleuchteten Holzscheiten des Feuers, an dem sich die Hirten auf dem Feld wärmten.

Bei der Bescherung einige Tage vor Heiligabend auf der neurochirurgischen Station durften meine Schwester und ich als Engel

verkleidet, Päckchen mit Plätzchen aus der Krankenhaus-Bäckerei und ein kleines Geschenk der Schwestern für jeden Patienten austeilten. Ein Chor mit Musikbegleitung

sang vor jedem der weit geöffneten Krankenzimmer, in jedes Zimmer wurde ein kleines Christbäumchen mit brennenden Wachskerzen getragen.“



Bischof Julius Döpfner und Chefarzt Josef Ströder in der Kinderklinik.



Assistenten-Kinder als Statisten bei den Weihnachtsfeiern auf Station.

Aus Würzburg mit Dank – ein Doktorhut

Ehrenpromotionen der Nachkriegszeit

Gehörten zu den Dr. med. h.c. der Vorkriegszeit noch Kulturschaffende wie der Komponist und Begründer des Mozartfestes Hermann Zilcher (1881-1948) oder Verleger wie Ferdinand Springer (1881-1965), ging man in der Nachkriegszeit mit der Vergabe medizinischer Ehrendoktorate sehr sparsam um: Bis zum Universitätsjubiläum 1982 erhielten gerade einmal sechs verdiente Persönlichkeiten den Titel „honoris causa“, davon drei, die sich um Wiederaufbau und Ausbau von Kliniken und Instituten verdient gemacht hatten.

1948 bedankte man sich bei dem damals 90jährigen Industriellen August Knoll (1858-1952), ehemals Vorsitzender der Knoll AG, dessen Spende von 100 000 Mark den Bau einer dringend benötigten Wohnheimbaracke für 200 Studenten auf dem Klinikgelände ermöglicht hatte. 1956 wurde der Einsatz des Zahnmediziners Dr. med. dent. Gotthold Wahls (1891-1970), damals Vorsitzender der Landesversicherungsanstalt von Unterfranken, um den Bau der „Lungenchirurgie“ gewürdigt. 1982 durfte schließlich der langjährige Ministerialdirigent im bayerischen Kultusministerium, Johannes von Elmenau

(1906-1998) den Titel für seine tatkräftige Unterstützung vielfältiger Bauvorhaben der Medizinischen Fakultät entgegennehmen.

Prof. Georg Hohmann (1880-1970), akademischer Lehrer von Kaspar Niederecker (1894-1969), dem Leiter des König-Ludwig-Hauses, wurde 1953 ausgezeichnet: Er regte an, eine orthopädiehistorische Sammlung an der „Wiege der deutschen Orthopädie“ in Würzburg aufzubauen. Der Pädiater Ernst Freudenberg (1884-1967 – Dr. med. h.c. 1961) und der Physiologe und Pharmakologe Wilhelm Feldberg (1900-1993 – Dr. med. h.c. 1982) hatten während des Dritten Reiches aus „rassischen Gründen“ ihre Heimat verlassen müssen, aber in der Emigration wissenschaftlich Herausragendes geleistet und sich um die Wiedereingliederung der deutschen Wissenschaft in die internationale Gemeinschaft verdient gemacht.

Seitdem wurden ausschließlich Wissenschaftler geehrt, darunter im Mai 2008 Harald zur Hausen, der 1969 bis 1972 in Würzburg geforscht hatte und nur wenige Monate nach der Ehrenpromotion mit dem Nobelpreis für Medizin ausgezeichnet wurde.



Für seine Spende zum Bau der Wohnheimbaracke erhielt August Knoll 1948 die Ehrendoktorwürde.

Der Luftangriff vom 16. März 1945

Die Wucht des Nachtangriffs und das Ausmaß der Zerstörungen übertrafen die schlimmsten Befürchtungen; die dichte Bebauung in der Innenstadt begünstigte die Entstehung eines Feuersturms. Da der Strom ausgefallen war, gab es keine Entwarnung, so dass viele Würzburger in ihren Kellern erstickten. Insgesamt forderte die Bombennacht in Würzburg rund 4000 Menschenleben und vernichtete unersetzliche Kulturgüter und Archivalien. Während die Universitäts-Kliniken und Institute am Röntgenring dank umsichtiger Hausmeister glimpflich davorkamen, brannte die Medizinische Poliklinik in der Klinikstraße fast völlig aus. Das Luitpoldkrankenhaus mit seinen modernen, locker gruppierten Betonbauten wurde zwar durch Sprengbomben erheblich beschädigt, blieb aber vom Feuersturm verschont, wenn auch einzelne Dachgeschosse ausbrannten.

Zeitzeugenberichte liegen aus verschiedenen Bereichen der Klinik vor. [2] Noch in der Nacht mussten Verletzte aus der Stadt und dem Luitpoldkrankenhaus selbst versorgt werden; soweit noch nicht im Vorfeld geschehen, wurden die Patienten am Morgen nach dem Angriff in Krankenhäuser im Umland verlegt. Zusätzlich dazu richtete man Notkrankenhäuser in Höchberg, Kleinrinderfeld und Waldbüttel-



brunn ein. [3] Das Juliussspital als größtes Innenstadtkrankenhaus wurde ebenfalls evakuiert – nach Rimpf (Medizinische Abteilung) und ins Missionsärztliche Institut (Chirurgische Abteilung). [4]

Davon unbeeindruckt ließ die Gauleitung in der "Mainfränkischen Zeitung" Duchhhalteparolen abdrucken; die Wehrmacht bereitete sich mit schwachen Kräften auf die Verteidigung der Stadt vor. Durch den Artilleriebeschuss der Stadt im Vorfeld der amerikanischen Eroberung an Ostern 1945 entstanden auch auf dem Gelände des Luitpoldkrankenhauses weitere Schäden. [5] Zu den wenig unzerstörten, von der US-Armee beschlagnahmten Gebäuden gehörte das ehemalige, moderne Standortlazarett der Wehrmacht am Mönchberg gegenüber von Mariannhill, das sofort beschlagnahmt und als US-Army-Hospital in Betrieb genommen wurde. Ebenfalls besetzt wurden die weitgehend intakten Gebäude am Röntgenring: Zahnklinik, Geologisches Institut und Augenklinik. Letztere wurde von der dort einquartierten Rainbow Division ausgiebig geplündert; Schlimmeres verhinderte der im Klinikgebäude verbliebene Hausmeister. [6]

Schwere Schäden entstanden durch Luftminen und Artilleriebeschuss. Amerikanisches Luftbild.

Auslagerung von Kliniken und Instituten

Chir. Klinik	Ochsenfurt
Frauenklinik	Marktbreit/Bad Kissingen
Hautklinik	Dettelbach
Kinderklinik	Dettelbach, Güntersleben
Augenklinik	Brauerei Kaltenhausen
HNO-Klinik	Dettelbach
Hyg. Institut	Kindergarten Lengfeld

EPOCHEN

Ordensschwestern waren auch in der Großwäscherei tätig.

Denn was nicht beim Luftangriff oder bei der Eroberung zerstört war, eigneten sich Displaced Persons oder amerikanische Soldaten an; Kameras und alles, was optische Linsen enthielt, musste ohnehin abgegeben werden und wurde konfisziert. Das betraf in den Kliniken und Instituten auch Mikroskope, Projektionsgeräte und wissenschaftliche Photo-Ausstattungen. [7]

Aufrechterhaltung des Klinikbetriebs

Das Leben in der weitgehend zerstörten Stadt gestaltete sich schwierig: Es herrschte Ausgangssperre, [8] und der Kontakt vom Luitpoldkrankenhaus zu den Abteilungen in den Ausweichkrankenhäusern war mühsam. Per Wurfzettel vom 26. April und 1. Mai 1945 versuchte sich die Stadtverwaltung, die in der ehemaligen Mozartschule ein Gesundheitsamt eingerichtet hatte, einen groben Überblick über ärztliches Personal, Hilfspersonal und gebrauchsfähige Krankenbetten in den Krankenhäusern zu verschaffen. In der Chirurgischen Klinik wurden händeringend Blutspender gesucht; diese erhielten Extra-Lebensmittelmarken, ebenso wie übrigens auch Muttermilch-Spenderinnen. [9] Bereits Ende Mai 1945 stand auch die Sanitätsbereitschaft für Krankentransporte am Exerzierplatz (gegenüber des Studentenhauses) wieder rund um die Uhr zur Verfügung. [10]



Auf dem Gelände des Luitpoldkrankenhauses war Improvisation gefragt: Da die Wasserversorgung ausgefallen war, musste in der ersten Zeit das gesamte Wasser vom ehemaligen Löschteich hinter dem Gerhardt-Bau und von einer Wasserstelle am Haupteingang geholt werden. Zur Wäschereinigung wurde eine provisorische Wasch-Stelle zwischen Medizinischer und Chirurgischer Klinik eingerichtet. [11] Zum Glück war die Witterung warm; denn angesichts der zerstörten Fenster gestaltete sich die Beheizung der Krankenzimmer schwierig, zumal die Heizzentrale zerstört und die Kohlenbunker ausgebrannt waren, so dass auf den Krankenstationen vorübergehend Kohleöfen aufgestellt wurden. [12]

Primitive Verhältnisse herrschten auch in der ärztlichen Versorgung: So operierte Professor Hermann Marx in der HNO-Klinik mit Besteck, das die Erlöseschwestern aus den Trümmern ausgegraben hatten. Ein Universitäts-Offiziant verteilte am Vormittag Abstrichröhrchen, sammelte in allen Kliniken die bakteriologischen Proben ein und fuhr sie auf dem Fahrrad nach Lengfeld; in gleicher Weise verteilte er nachmittags die Befunde; die Sterilisation erfolgte mit Feld-Autoklaven. Da die Zentralküche nicht mehr zu verwenden war, wurden Mahlzeiten für Patienten und Kranke in vier Feldkesseln zubereitet.

Da in den Straßen der Innenstadt der Schutt meterhoch lag, war ein Vorankommen auch zu

ZERSTÖRUNG UND JAHRE DES WIEDERAUFBAUS (1945-1970)

Fuß mühsam und zeitaufwändig. Die Essensversorgung stellte in Zeiten knapper und bewirtschafteter Lebensmittel eine besondere Herausforderung dar: Obst, Gemüse und Fleisch mussten auf dem Fahrrad vom Land herangekarrt werden. Den Ordensschwestern gelang es trotz aller Schwierigkeiten, täglich 1000, später bis zu 1800 Essensportionen für Patienten und Mitarbeiter bereitzustellen. [13] Am 18. Mai 1946 – über ein Jahr nach dem Luftangriff – war die Großküche wieder hergestellt; auch die krankenhauseigene Bäckerei und – fast ebenso wichtig – die Wäscherei waren um diese Zeit wieder funktionsfähig. [14]

Die Gemeinde der benachbarten St. Josephskirche benutzte bereits seit April 1945 die Klinikapelle der Nervenklinik in der Fuchsleinstrasse; auch im Luitpoldkrankenhaus gab es rasch wieder Gottesdienste, wobei der evangelische Betsaal im Eingangsbereich des Geländes mehreren ausgebombten protestantischen Gemeinden für Gottesdienste Asyl bot. [15]

Rückkehr zur Normalität

Wie mühsam der Weg zurück zu einem geordneten Alltag war, zeigt eindrucksvoll der Bericht des Chirurgen Werner Wachsmuth, der Mitte 1946 als Direktor der Chirurgischen Klinik nach Würzburg berufen wurde. Mangels Wohnraums waren die intakt gebliebenen Krankenzimmer noch lange Zeit von ganzen Familien belegt; denn neben den Ausgebombten hatten auch Flüchtlinge, Heimatvertriebene und Displaced Persons kein festes Dach über dem Kopf und fanden in den Kliniken einen Schlafplatz. „Da die Tore des Krankenhauses weit offen standen und nicht bewacht werden konnten, bestand eine ständige Fluktuation mit der Stadt. Obdachlose suchten sich ihr Nachtquartier oder baten in den Stationsküchen um Essen; Gesindel trieb sich auf den Gängen herum und benutzte jede Gelegenheit zum Diebstahl, und die Rudel von hungrigen Hunden aus Grombühl, die die Küchen belagerten, wurden zu einer wahren Plage.“



Der evangelische Betsaal bot ausgebombten Gemeinden Asyl.

Carl Joseph Gauß, der Direktor der Frauenklinik, bewies ein besonderes Maß an Improvisations- und Organisationstalent: Bis zu seiner Entlassung durch die Militärregierung trieb er die Renovierung der zerstörten Räume voran und scheute sich nicht, unkonventionelle Wege zu gehen: So gewährte er vorübergehend Handwerkern Unterschlupf in der Frauenklinik, die sich im Gegenzug dort nützlich machten. Da die US-Militärverwaltung die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten in der deutschen Bevölkerung, aber auch unter ihren GIs fürchtete, wurde die Hautklinik großzügig mit dem damals noch raren Penicillin versorgt. Seuchenbekämpfung und Impfungen nahm die US-Administration selbst in die Hand und verpflichtete die Eltern, ihre Kinder gegen Diphtherie [16] und Pocken impfen zu lassen.

Bereits im Juli 1945 nahm die Krankenpflegeschule – nun wieder unter der Leitung der Erlöser-Schwestern – ihren Betrieb auf; einige der Schülerinnen traten in den Orden ein,

die anderen blieben im Laienstand. [17] Eine wichtige Quelle für Lebensbedingungen der Zeit und Sorgen und Nöte der Stadtväter, die anfangs keinerlei Überblick über die „Wohnbevölkerung“ Würzburgs hatten und sich erst langsam an eine gewisse administrative Normalität herantasten mussten, sind die sogenannten „Wurfzettel“, die an die Bewohner der Stadt verteilt wurden. Mangels Zeitung oder Radio waren die rasch erstellten und verteilten, nummerierten Einblattdrucke ein unkonventionelles, aber wirkungsvolles Kommunikationsmittel. Ein städtisches Meldewesen ließ sich erst schrittweise wieder aufbauen; Anordnungen der Militärregierung mussten umgehend kommuniziert, viele ganz praktische Dinge geregelt und der Alltag in geordnete Bahnen gelenkt werden. Da viele Männer noch in Kriegsgefangenschaft waren, kam dabei

Studentin beim Trümmerräumen. Foto von Erika Groth-Schmachtenberger.



den „Trümmerfrauen“ eine wichtige Rolle zu. Auch für das Luitpoldkrankenhaus lassen sich aus den Wurfzetteln wichtige Erkenntnisse gewinnen: Im August 1945 wurden erstmals zwei Autobuslinien aus der Stadt zum Klinikum eingerichtet, die am Main entlang um die Trümmerberge in der Innenstadt herumfahren, doch bereits im September musste der Omnibusverkehr wegen Benzinmangels wieder eingestellt werden. [18] Ab Ende November 1945 erhielten auch die Krankenhäuser Lebensmittel-Bezugsscheine. [19] Anfang Dezember gab es beim Pförtner erstmals einen öffentlichen Münzfernsprecher. Mitte Dezember erhielt die Josef-Schneider-Straße Gasbeleuchtung. [20]

Entlassung der Klinikdirektoren

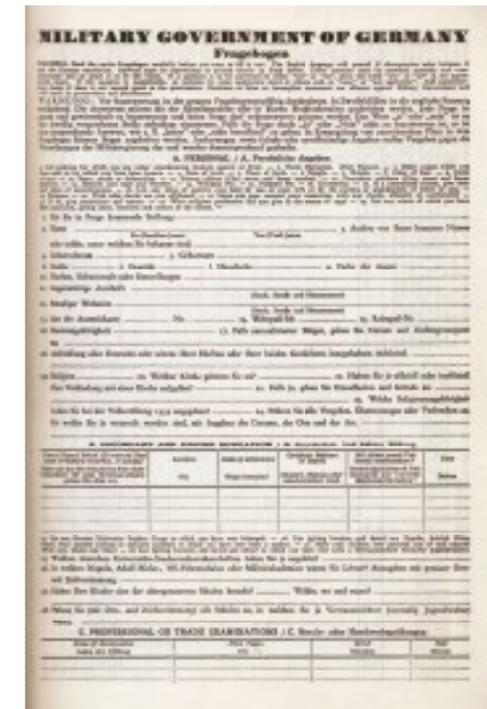
Das neue „Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ sah vor, dass alle Personen vom vollendeten 15. Lebensjahr an einen politischen Fragebogen auszufüllen hatten. Das setzte auch die Stadt Würzburg weisungsgemäß um. [21] Einschlägig bekannte Parteimitglieder unter den Klinikdirektoren und Oberärzten waren freilich schon vorher amtsenthoben und interniert worden. 1945 und in einer zweiten Welle 1946 wurden fast alle Klinikdirektoren entlassen. Wilhelm Künzer, damals Assistent an der Kinderklinik, konnte über das radikale und undifferenzierte Vorgehen nur den Kopf schütteln: „Die Entnazifizierungskampagne der Amerikaner im Jahre 1946 trieb überhaupt seltsame Blüten. Sie wirkte sich in den Universitätsklinken so nachhaltig aus, daß zeitweise weder Operateure noch Spezialärzte für die Krankenversorgung zur Verfügung standen.“ [22] Als kommissarische Klinikchefs wurden bestenfalls Oberärzte, gelegentlich sogar – wie in der Kinderklinik – Assistenten oder Assistentinnen eingesetzt, die noch nicht einmal promoviert waren und über keine Berufserfahrung verfügten. Noch im ersten Würzburger Nachkriegs-Adressbuch von 1947 überwiegt in der Rubrik „Kliniken und Institute“ die Angabe „z. Zt. unbesetzt“. [23] Als stellvertretender,

d.h. kommissarischer Direktor des Luitpold-Krankenhauses fungierte der Physiologe Dankwart Ackermann, als kommissarischer Leiter der Chirurgischen Klinik Dr. Alfred Hart, in der Hautklinik Franz Geier und in der Kinderklinik Dorothea Lehmann. Dass diese Angaben im Gegensatz zu den Ausführungen in den Lebenserinnerungen Werner Wachsmuths stehen, der 1946 berufen wurde, spricht für die unklaren Verhältnisse. Den niedergelassenen Ärzten ging es übrigens nicht besser, wie ein Wurfzettel der Stadt belegt, der Bürger über die noch praktizierenden Ärzte informiert – alle anderen hatten bis zum Abschluss ihres Entnazifizierungs-Verfahrens erst einmal Berufsverbot.

Wiederaufnahme des Lehrbetriebs

Die Entlassungswelle beeinträchtigte nicht nur den Klinikbetrieb, sondern auch den geplanten Lehrbetrieb der Medizinischen Fakultät. Zwar war die offizielle Anordnung von SHAEF (Supreme Headquarters Allied Expeditionary Forces) 1945, dass alle Universitäten geschlossen werden mussten, für Würzburg insofern unerheblich, als alle Gebäude ohnehin zerstört waren. Zudem war, wie Werner Wachsmuth berichtet, noch 1946, als über die Wiedereröffnung der Medizinischen Fakultät nachgedacht wurde, der Lehrkörper der Medizinischen Fakultät „praktisch nicht mehr existent. Der ‚Kahlschlag‘ der amerikanischen Militärregierung war radikal gewesen und hatte keineswegs nur morsche Bäume gefällt. Wegen Parteizugehörigkeit waren 1945 von 59 Dozenten insgesamt 54 aus ihren Diensten entlassen worden. Darunter waren untadelige Männer von großer wissenschaftlicher Bedeutung, die niemals Nationalsozialisten gewesen waren, deren rein formale Belastung der Militärregierung jedoch ausreichte, sie zu entlassen und ihre Wiedereinstellung zu verbieten“. [24] Die Betroffenen mussten ihre Wohnungen in den Kliniken verlassen und taten sich in der allgemeinen Wohnungsnot natürlich schwer, eine neue Bleibe zu finden.

Angesichts der gewaltigen Zerstörungen der Universitätsgebäude erwog das bayerische Kultusministerium – übrigens auch zur Verwunderung der amerikanischen Militärregierung – zeitweilig eine Verlegung der Würzburger Universität nach Bamberg, was auf empörten Widerstand von Universität, Regierungspräsident, Bischof und Stadt stieß. [25] Als Alternative zum Wiederaufbau in Würzburg stand zeitweilig auch ein kompletter Neuaufbau



Am Entnazifizierungs-Fragebogen kam niemand vorbei.

in Regensburg zur Diskussion. Mit der Vernehmung des Universitäts-Rektorats wurde von der Militärregierung im Mai 1945 zunächst der Pharmakologie Ferdinand Flury betraut, der schon 1932 Rektor während des Universitätsjubiläums gewesen war; die Diensträume befanden sich im Verwaltungsgebäude des Luitpoldkrankenhauses. [26] Flury wurde allerdings bereits Ende Juni 1945 wegen seiner im Dritten Reich durchgeführten toxikologischen Forschungen zu Kampfgasen abgesetzt, verhaftet und interniert; [27] dass er sich gegen den Einsatz von chemischen Kampfstoffen ausgesprochen hatte, nützte

ihm damals wenig.

Am 1. Oktober 1945 wurde der klassische Philologe Josef Martin (1884-1973) zum „Geschäftsführer der Universität“ ernannt und am 24. Oktober durch Wahl der – verbliebenen – Dozenten als Universitäts-Rektor bestätigt. Er behielt die Diensträume bei, in denen sich laut Würzburger Adressbuch 1947 die „Universitätskasse und Amtskasse der klinischen Universitätsanstalten“ befanden, die an Wochentagen täglich von 9 bis 12 Uhr geöffnet waren. [28] Martin hatte ein vertrauensvolles Verhältnis zum amerikanischen Universitäts-offizier Edwin J. Costrell, einem Zivilisten, der ein Studium in Maine abgeschlossen hatte.

Ähnlich wie die Würzburger Stadtverwaltung kommunizierte Martin über hektographierte, nummerierte Rundschreiben mit den Kliniken und Instituten. [29] Der Senat tagte im unzerstörten Physikalischen Institut am Röntgenring, wo die Institutssekretärin Dankwart Ackermanns auch als Dekanatssekretärin fungierte. Der politisch völlig unbelastete Ackermann amtierte als kommissarischer Direktor des Luitpoldkrankenhauses, kommissarischer Dekan der Medizinischen Fakultät, Leiter des Instituts für Physiologische Chemie, stellv. Direktor des Anatomischen Instituts, stellv. Direktor des Physiologischen Instituts, stellv. Direktor des Instituts für Anthropologie und Erbbiologie, ...! Lange vor der Medizinischen belegten andere Fakultäten die weniger stark zerstörten Hörsäle am Röntgenring.

Als die zweite Entnazifizierungswelle 1946 die Arbeitsfähigkeit der Universitätskliniken ernsthaft gefährdete, da nicht nur Chef- und Oberärzte, sondern allein 17 Assistenzärzte betroffen waren, entließ der Rektor, als er von der Aktion erfuhr, am 1. August 1946 eine große Anzahl ärztlicher Mitarbeiter, erlaubte ihnen aber gleichzeitig, um ein drohendes Chaos zu vermeiden, eine freiwillige und unentgeltliche Weiterarbeit als „einfache Arbeiter“. Als dieses recht offensichtliche Ablenkungsmanöver bei einem Kontrollbesuch des ‚Policy Enforcement Branch‘ der Militärregierung aufkam, forderte

dieser die umgehende Entlassung Martins; dies konnte glücklicherweise mithilfe des Martin sehr gewogenen Universitäts-offiziers Costrell abgewendet werden.

Bemerkenswert ist der Fall des Neurologen Georges Schaltenbrand, der amtsenthoben war: Am 19. August 1946 sandte die Militärregierung Würzburg (Stadtkreis/Landkreis) eine Liste mit 79 Unterschriften Würzburger Bürger an den Officer of Military Government Bavaria, um die Wiedereinstellung Schaltenbrands zu erreichen – vergeblich. [30] Stattdessen wurde am 1. Oktober 1946 Jürg Zutt, der Direktor der Psychiatrischen Klinik mit der kommissarischen Klinikleitung betraut. [31]

Bereits am 1. November 1946 lag die Genehmigung zur Rekonstitution der Medizinischen Fakultät vor: Die praktische Umsetzung scheiterte freilich am Fehlen von geeignetem Lehrpersonal. Erst im Sommersemester konnte der Vorlesungsbetrieb mit einer Handvoll Dozenten aufgenommen werden, darunter der Anatom Hermann Groll, der Physiologische Chemiker Dankwart Ackermann, der Psychiater Jürg Zutt, der Chirurg Werner Wachsmuth, der Gynäkologe Karl Burger und der Zoologe Waldemar Schleip (als kommissarischer Professor der Anatomie). In der Folgezeit ermöglichte der Abschluss von Spruchkammerverfahren nach und nach die Wiederanstellung entlassener Dozenten.

Situation der Medizinstudenten

Wer in Würzburg studieren wollte, musste sich, um Lebensmittelmarken zu erhalten, an der Schutträumung beteiligen, und hatte einen Wohnungsnachweis vorzulegen. Das war angesichts der Knappheit von Wohnraum in der zerstörten Stadt ein gewaltiges Problem. „Kaum 800 von 3000 Studenten hatten eine Unterkunft in Würzburg, die übrigen kamen jeden Morgen aus den Dörfern der Umgebung, meist mit dem Fahrrad“, erinnert sich der Dermatologe Otto Paul Hornstein an diese Zeit. [32] Wer Glück hatte, ergatterte zusammen mit Kommilitonen ein Kämmerchen, das

man sich teilen konnte. Findige Studenten bockten an den „langen Bögen“ Eisenbahnwaggons auf und nutzten sie als Unterkunft. [33] Im Physiologischen Institut [34] und im Dachgeschoss der Hautklinik hausten Studenten. Angesichts dieser Notlage ist der Bau der Wohnbaracken vor der Chirurgischen Klinik durch den Industriellen August Knoll nicht hoch genug einzuschätzen – er erhielt dafür die medizinische Ehrendoktorwürde. [35] Eine sogenannte „Schweizer Baracke“ entstand am



Röntgenring. 1955 wurde die abgewohnte Baracke auf dem Klinikgelände durch den Neubau eines Studentenwohnheims an der Josef-Schneider-Straße ersetzt.

Zum Sommersemester 1947 wurde endlich auch der Lehrbetrieb an der Medizinischen Fakultät wieder aufgenommen. Schon vorher konnten Medizinstudenten mit „Reifevermerk“ ein Vorsemester belegen; auch deshalb war das Angebot naturwissenschaftlicher Kurse sehr wichtig. [36] Aktiven Offizieren blieb das Studium in Würzburg verwehrt; auch musste

jeder Student bei der Immatrikulation einen Fragebogen ausfüllen, was die Kommilitonen nicht immer ganz ernst nahmen. Tatsächlich wurden 1947, nachdem der bayerische Kultusminister Alois Hundhammer die ausgefüllten Fragebögen mit NSDAP- und SS-Mitgliederlisten hatte abgleichen lassen, [37] nicht weniger als 600 Studenten exmatrikuliert – das entsprach 20 Prozent der Studentenschaft! Das sorgte natürlich in Würzburg für eine Welle der Entrüstung – auf ein Protestschreiben des Bischofs hin fand man schließlich einen Kompromiss: Wer ohne Absicht und nicht früher als 1941 Parteimitglied geworden war, durfte sein Studium fortsetzen!

Obwohl die Nahrungsmittelversorgung in Würzburg im Vergleich zu mancher Großstadt verhältnismäßig gut war, waren die Studenten dankbar für die Beteiligung an Schulspeisungen und findig im Auftun von Nahrungsmittelquellen. [38] 1947 erhielten sie im Rahmen des Hoover-Planes zusätzliche Verpflegung und zwar zweimal wöchentlich als Warmverpflegung und einmal als Kaltverpflegung. „Gegen Entrichtung von 14 Reichsmark ist diese Verpflegung auch für Ärzte der Klinik möglich,“ vermerkt ein Rundschreiben von Rektor Josef Martin an die „Mitglieder des Lehrkörpers“ von 1947. Im Oktober 1947 ordnete der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses, der Zoologieprofessor Waldemar Schleip an, dass

Blick in ein Zimmer der Studentenbaracke im Luitpoldkrankenhaus.

Studentenbude eines Mediziners in der Nachkriegszeit.



Schrittweise Rückkehr zur Normalität: Verwaltungsgebäude im Winter.



„Familienmitglieder von Personen, die im Krankenhaus oder an der Universität tätig sind, selbstverständlich an der Gemeinschaftspflege teilnehmen können.“ [39]

Lehrbücher gab es kaum mehr; man behalf sich daher mit hektographierten Skripten und profitierte von Bücherspenden, die auch die leeren Regale in den Universitätsbibliotheken wieder aufzufüllen halfen. Ferner gab es Kleider- und andere Sachspenden.

Prekär war über Jahre hinweg die Situation der Assistenzärzte, die als unbesoldete oder schlecht bezahlte „Volontäre“ an den Kliniken tätig waren; sie waren Opfer der „Ärztenschwemme“, die durch die im Nationalsozialismus forcierte Medizinerbildung zumindest mitbedingt war. Die wachsende Unzufriedenheit mit dieser Situation entlud sich in Protesten, die schließlich zur Gründung des ‚Marburger Bundes‘ führten.

Erste Wiederaufbau- und Ausbaumaßnahmen

Als erste Sicherungsmaßnahme mussten Notdächer auf die ausgebrannten Dachstühle gesetzt werden; dafür organisierte Rektor Martin

Ende August 1945 Dachholz und verteilte es zentral. [40] Auf diese Weise erhielten auch die Kinderklinik und die Hautklinik relativ früh wieder ein Dach; im Dachgeschoss der Hautklinik wohnten vorübergehend Medizinstudenten. Die bereits 1921 geplante Klinikapotheke im Verwaltungsgebäude wurde 1949 beantragt und 1950 eingerichtet. Sie dehnte sich bis zur Verlagerung ins UKW-Zentrallager in der Aumühle 2014 vom Keller- und Erdgeschoss immer weiter aus. [41]

Finanziert wurde der Wiederaufbau teilweise auch über den McCloy Fund, der von John Jay McCloy (1895-1989), 1949-1952 Hochkommissar der USA in Deutschland, zur Umsetzung des Marshall-Plans ins Leben gerufen worden war. [42] Neben den grassierenden Geschlechtskrankheiten stellte vor allem die Tuberkulose als Volkskrankheit ein gesellschaftliches Problem dar: Daher waren die ersten Neubauten 1954 ein Gebäude für die Lungenchirurgie und [43] 1955 – durch einen Gang mit dieser verbunden – eine Tuberkuloseabteilung [44] mit 60 Betten als Teil der von Ernst Wollheim geleiteten Medizinischen Klinik. Die damals hochmoderne Lungenklinik

war Zeichen der Abkehr von den fernab der Städte gelegenen Sanatorien: Beide Gebäude waren mit finanzieller Unterstützung der Landesversicherungsanstalt und McCloy-Spenden errichtet worden. Größter Neubau in dieser Entwicklungsphase des Luitpoldkrankenhauses war die Kinderklinik (Bau 34), für die ebenfalls McCloy-Mittel in Anspruch genommen wurden und die nach langjährigen Verhandlungen 1962 endlich bezogen werden konnte. [45]

Prägende Gestalten der Wiederaufbauzeit waren die Direktoren der großen Kliniken: der Chirurg Werner Wachsmuth, der Internist Ernst Wollheim, später der HNO-Kliniker Horst Wullstein – zu diesen „drei großen W“, wie sie von den Studenten scherzhaft bezeichnet wurden, kamen als ebenfalls selbstbewusste, autokratische Klinikchefs der Pädiater Josef Ströder und der Psychiater Heinrich Scheller. [46] In gewisser Weise einen Sonderfall, ja ein Gegenmodell, war der Internist Hans Franke in der Medizinischen Poliklinik in der Innenstadt. In dieser Zeit deutete sich die weitere Aufspaltung der Fachgebiete an, die jedoch

dem Selbstverständnis der Klinikchefs zuwiderliefen; lediglich Neurologie und Neurochirurgie, die bereits vor dem Krieg eine gewisse Eigenständigkeit besessen hatten, konnten sich als eigene Fächer emanzipieren. Für diese Phase prägend ist die Wiederaufnahme internationaler wissenschaftlicher Kontakte, bei denen Ernst Wollheim und Josef Ströder Vorkriegs- und Kriegskontakte nutzen und reaktivieren konnten. Vor ihnen hatte bereits der HNO-Kliniker Max Meyer als Dekan und Rektor den Boden für einen Neuanfang bereitet.

Prägend für das Erscheinungsbild des Luitpold-Krankenhauses nach innen und außen waren in dieser Zeit auch die Ordensschwester, die freilich während der NS-Zeit kaum Nachwuchs hatten gewinnen können und nun in einen Überalterungsprozess hineinliefen, der ab Anfang der 1960er Jahre zum schrittweisen Rückzug aus der Pflege führen musste. Da pro Planstelle einer Ordensschwester zwei oder drei Stellen für weltliche Krankenschwestern anzusetzen war, löste dies einen akuten „Pflegetnotstand“ aus, der beispielsweise in der Frauenklinik zur vorübergehenden Schließung

Mitglieder der Medizinischen Fakultät im Hörsaal der Chirurgischen Klinik Mitte der 1950er Jahre.



Ausbau und neue Konzepte (1970-2004)

Ab Mitte der 1960er setzte in der Universität eine große Bauphase ein, die nicht nur die Kliniken betraf: Neben dem Anfang der 1970er Jahre bezogenen Kopfklinikum, den ab 1968 neu errichteten Institutsgebäuden für Medizinische Strahlenkunde, Virologie und Pharmakologie an der Versbacher Landstraße sowie dem Neubau der Psychiatrischen Klinik in der Fuchsleinstraße, der nach langer Bauzeit erst 1981/82 fertiggestellt war, wurde 1958 bis 1971 schrittweise der Botanische Garten mit großen Gewächshäusern an den Dallenberg verlegt. Auf dem damals komplett unbebauten Hubland am Ortsrand von Gerbrunn entstand auf 111 Hektar ein kompletter neuer Campus, dessen erstes Gebäude – das Institut für Organische Chemie – 1969 bezugsfertig war. 1978 waren dort – von Stararchitekt Alexander von Branca geplant – der Mensabau und 1981 die Universitätsbibliothek fertiggestellt.

Massenuniversität

Diese rege Bautätigkeit war auch eine Reaktion auf das exponentielle Wachstum der Studentenzahlen von 1950 3.152 auf 1961 5.921, 1966 7.195 und 1972/73 auf bereits über 10.000 Studenten. 1984 wurde die Marke von 17.000 überschritten und im Wintersemester 1992/93 ein vorläufiger Gipfel von 21.000 erreicht, um dann vorübergehend wieder – etwas – zurückzugehen. Heute liegt die Zahl der immatrikulierten Studenten bei über

30.000 (inklusive Fach- und Musikhochschule); der Frauenanteil stieg ebenfalls kontinuierlich an auf derzeit deutlich über 50 Prozent. Diese „Studentenschwemme“ und die politische Forderung nach „Demokratisierung“ der akademischen Eliten stellte auch die Würzburger Universität vor erhebliche Herausforderungen. Nicht nur innerhalb der Professorenschaft gab es einen Generationswechsel – auch die Studentenschaft veränderte sich und rebellierte gegen die Wiederaufbau-Generation, wenn auch in Würzburg eher zaghaft. Innerhalb des Studentenparlaments, das in der AStA-Reform 1965/66 entstanden war, war der SDS Sozialistischer Deutscher Studentenbund – die aktivste, aber nicht die dominierende Gruppierung. Auch im katholisch geprägten Würzburg verlor die Kirche erstmals an Einfluss.

Die Unterbringungsmöglichkeiten für die rasant wachsenden Studentenzahlen konnten mit dem Bedarf nicht mithalten. Ein eindrucksvolles Zeitzeugnis für die akute Wohnraumnot ist ein Schreiben des damaligen Universitätspräsidenten Theodor Berchem an die Generaloberin der Schwesternschaft des Bayerischen Roten Kreuzes in München vom 2. Dezember 1982, in dem er darum bittet, über die Nutzung des Würzburger Rotkreuz-Kinderheims als



Studentenwohnheim nachzudenken. [1] 1968 führte die Westdeutsche Rektorenkonferenz als Notmaßnahme einen Numerus clausus für Medizinstudenten ein. Neue Unterrichtsmethoden wie das „Bedside teaching“ erforderten mehr Betreuende pro Medizinstudent. Zudem waren Patienten und Patientinnen nicht mehr ohne Weiteres bereit, sich für den Studentenunterricht zur Verfügung zu stellen. 1970/71 musste Horst Schwalm, der Direktor der Universitäts-Frauenklinik feststellen, dass sich von 298 Patientinnen seiner Klinik nurmehr 194 dazu bereitfanden – bei einer Zahl von 207 Studenten. [2] Daraufhin wurden Blockpraktika in den Semesterferien eingeführt.

Entlastung für die Studenten- und Assistentenausbildung brachten Verträge mit Krankenhäusern in der Region: 1978 – nach schwierigen Verhandlungen mit dem Juliusspital und der Missionsärztlichen Klinik – wuchs die Zahl der Lehrkrankenhäuser auf sechs an, nachdem zuvor schon in Schweinfurt (Leopoldina), Aschaffenburg, Coburg und Ansbach Abkommen geschlossen worden waren.

Pflegekräfte

Der Nachwuchsmangel der „Erlörschwestern“ verschärfte sich: Die Zusammenarbeit der zunehmend älteren Ordensschwestern mit den jüngeren freien Schwestern musste angesichts unterschiedlicher Arbeitsauffassung und Lebenseinstellung zu Konflikten führen. 1948 lag die Wochenarbeitszeit bei 60 Stunden, Mitte der 1960er Jahre bei – immerhin noch – 47 Stunden. Eine Maßnahme, um den Krankenpflagedienst attraktiver zu machen und sich im Wettbewerb um Pflegekräfte gut zu positionieren, war die Schaffung günstiger Wohnmöglichkeiten, etwa durch das 1964 errichtete Wohnheim am Zinklesweg.

Während im Luitpoldkrankenhaus noch Mitte der 1950er Jahre die Pflege fast ausschließlich in den Händen der Erlörschwestern lag, standen 1966 130 Ordensschwestern, die noch in vier von sieben Kliniken tätig waren, bereits 195

freie Schwestern gegenüber. Anwerbeversuche ausländischer Kräfte gestalteten sich schwierig: 1963 konnten achtzehn, 1966 vier examinierte Krankenschwestern aus der Türkei gewonnen werden, deren Einarbeitung sich aber als zeitaufwändig und kostenintensiv erwies. [3] Erfolgreich, aber letztlich auch nur ein Tropfen auf den heißen Stein, war die Initiative, koreanische Schwestern anzuwerben. [4] 1970 konnten am Straubmühlweg ein weiteres Schwesternheim mit Apartments, eine Krankenpflegeschule sowie eine MTA-Schule mit Unterrichts-, Aufenthalts- und Wohnräumen als Neubau eingeweiht werden. [5]

Verkehrsprobleme in Grombühl

Leider, so der damalige Direktor der HNO-Klinik, Horst-Ludwig Wullstein, 1968, habe man versäumt, im Hinblick auf das neue Kopfklinikum weiteren Wohnraum für Pflegekräfte und Ärzte entlang der Versbacher Landstraße vorzusehen, was weitere Probleme schaffe, da nicht nur die etwa 1000 täglich zu erwartenden Patienten, sondern auch das Personal täglich mit dem Auto ins Klinikum kommen würden! [6]

Tatsächlich schien die Josef-Schneider-Straße als Verkehrsachse hoffnungslos überlastet. 1968 war der Europa-Stern am Fuß des Luitpoldkrankenhauses fertiggestellt worden – damals bestanden ernsthafte Überlegungen, auch die Josef-Schneider-Straße zweistöckig auszubauen, [7] zumindest aber – ähnlich wie die Schweinfurter Straße – tiefer zu legen [8] und das Stammgelände des Luitpoldkrankenhauses mit dem Kopfklinikum über breite Brücken zu verbinden, auch um älteren Menschen mit eingeschränkter Seh- und Hörfähigkeit ein sicheres Überqueren der Straße zu ermöglichen. Neben einer kompletten Sperrung wurden eine Einbahnstraßenregelung, [9] Nachtfahrverbote [10] und der Bau von Ampeln erwogen und zeitweilig umgesetzt. Für den Lieferverkehr bestand übrigens von Anfang an eine Unterführung unter der Josef-Schneider-Straße. 2005 diskutierte man sogar

über die Anlage einer „Bergbahn“, aber auch darüber, einen 1,4 km langer Tunnel durch den Steinberg zu bohren, um die Nordtangente mit dem Klinikgelände zu verbinden! [11] Wegen des stetig wachsenden Autoverkehrs dachte man schon 1968 über ein mehrstöckiges Parkhaus [12] nach.

Bereits damals war die Verlängerung der Straßenbahnlinie nach Grombühl mit einer Schleife um das Kopfklinikum herum im Gespräch. Eine schnelle Realisierung des Projekts scheiterte an der starken Steigung, die die alten Straßenbahntriebwagen nicht bewältigten, während die modernen Gelenkzüge wegen ihres Gewichts die Grombühl-Brücke nicht passieren konnten und die Bundesbahn einen Brückenneubau über die Gleisanlagen ablehnte. [13] Seitdem wurde das Thema immer wieder einmal aufgegriffen, ohne dass eine Lösung gefunden werden konnte. Heute – ein halbes Jahrhundert später – ist man nach Verlegung der Versorgungsleitungen in unterirdische Trassen dem Ziel ein bedeutendes Stück nähergekommen: Derzeit ist eine Verlängerung mit drei Haltestellen an Frauenklinik/Kopfklinikum, ZIM/ZOM und am Endpunkt der Wendeschleife geplant.

Kopfklinikum und Psychiatrische Klinik

Zwei Großbauprojekte dominierten die Dekade zwischen 1970 und 1980: Das Kopfklinikum

und der Neubau der Psychiatrischen Klinik. Mit dem Bau des Kopfklinikums an der Josef-Schneider-Straße wurde 1964 begonnen; 1970 konnten hier die HNO- und die Augenklinik und 1973 die Neurofächer einziehen. Der Umzug dieser Kliniken auf die andere Seite der Josef-Schneider-Straße schuf auch auf dem Gelände des Luitpoldkrankenhauses Platz:



Rektor Ernst Wollheim und Ministerpräsident Alfons Goppel bei der Grundsteinlegung des Kopfklinikums.



Blick vom Bauplatz des Kopfklinikums nach Grombühl und über die Stadt.

Die selbstständig gewordene Urologie konnte nach einer Grundsanierung des Gerhardt-Hauses (Bau 19) dort einziehen, während die Klinik für Nuklearmedizin aus der Innenstadt in die Räume der ehemaligen HNO-Klinik übersiedelte. Und in der alten Augenklinik am Röntgenring fand die Psychiatrische Klinik während der, durch vorgeschichtliche Funde verzögerten Bauphase der Nervenklinik vorübergehend Asyl. Zusammen mit der Klinik für Erwachsenenpsychiatrie wurde dort auch die neu gegründete Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie untergebracht, deren Vorläufer in der Kinderklinik entstanden waren.

Zentrale Einrichtungen

Wachsende Patientenzahlen und spürbare Sparzwänge bedingten die Zusammenlegung von Mehrfachstrukturen zu zentralen oder zentral verwalteten Institutionen, gelegentlich aber auch die Auslagerung wie 1993 die der Wäscherei. So wurden die Röntgeneinrichtungen mehrerer Kliniken 1987 unter einheitliche Verwaltung gestellt, [14] auch, um Großgeräte wie die neuen Computertomographen und später das MRT-Gerät optimal nutzen zu können. Die Großküche wurde komplett neu gebaut. Im Innenhof zwischen Medizinischer und Chirurgischer Klinik entstand zwischen 1979 und 1981 ein Zentrallabor. Ein dreistöckiger Verbindungsbau zwischen beiden Kliniken nahm neue Labors, die Notaufnahme der Chirurgie, eine Intensivstation, die Klinik für Anästhesie sowie die Dialyseabteilung und die zentrale Bettensterilisation auf. [15] „Das gute alte „Lukra“ (Baujahr 1921) hat sich toll gemausert“, kommentierte die Lokalpresse den Neubau.

Mauerfall und Wende-Zeit

Baumaßnahmen der 1990er Jahre betrafen notwendige Sanierungen: Dabei wurde auch die Kinderstation der Chirurgischen Klinik erweitert [16] und ein neuer OP-Trakt für die Urologie geschaffen. [17] Außerhalb des Geländes konnte 1993 am Hubland das Bio-



zentrum eingeweiht, 1997 die Zahnklinik erweitert und 2000 das Sportgelände am Hubland in Betrieb genommen werden. Für die Entwicklung der Universitätsmedizin bedeutsam war 1998 der Spatenstich für das neue Zentrum für operative Medizin (ZOM). In der Auf- und Umbauphase in Ostdeutschland nach der Wiedervereinigung gingen auch von Würzburg wichtige Impulse aus: Kurt Kochsiek, Direktor der Medizinischen Klinik, leitete 1991 bis 1995 die Strukturkommission der Berliner Charité, während der damals bereits in Würzburg emeritierte Neurochirurg Karl-August Bushe ab 1991 als Leiter der gesamtdeutschen Gründungskommission und designierter Dekan mit weiteren Würzburger Fakultätskollegen wie Klaus Toyka, Stefan Silbernagl, Helmut Bartels und Klaus Wilms die Neugründung der Medizinischen Universitätsklinik in Dresden begleitete und mitgestaltete.

Exemplarisch für privates bürgerschaftliches Engagement und die zahlreichen Initiativen von Mitarbeitern und Patienten sei der Bau des Stammzell-Therapiezentrum genannt, dessen Anschubfinanzierung in Höhe von einer Million Mark 2001 durch eine großangelegte Spendenkampagne der „Aktion Stammzelltherapie“ ermöglicht wurde. Die 14 Millionen Gesamtkosten übernahmen je zur Hälfte der Freistaat Bayern und der Verein Deutsche Krebshilfe. [18] Weit größere Bauvorhaben, die ein neues Kapitel in der Klinikgeschichte aufschlugen, waren damals schon weit fortgeschritten: Der Umzug ins ZOM und ins ZIM warf seine Schatten voraus.

Blick über die Baustelle zum Turm der Frauenklinik.

Das Würzburger Kopfklinikum

– ein revolutionäres, interdisziplinäres Klinikzentrum

Die Idee, alle Spezialkliniken, die sich mit Erkrankungen der Kopforgane befassen, in einem Gebäudekomplex zusammenzufassen, entstand bereits Ende der 1950er Jahre: Als „Vater der Kopfklinik“ gilt der HNO-Ordinarius Horst-Ludwig Wullstein, doch verfolgten auch der Neurologe Georges Schaltenbrand zusammen mit dem Neurochirurgen Joachim Gerlach dieses Konzept, das nicht nur kurze Wege und interdisziplinäre Zusammenarbeit bei der Patientenversorgung, sondern auch die gegenseitige Inspiration zu gemeinsamen Forschungsvorhaben und in der Lehre garantieren sollte.

Eines der beiden, miteinander verbundenen Zwillingsgebäude nahm die HNO- und die Augenklinik auf, das andere Neurologie, Neuroradiologie und Neurochirurgie. Planung und Bau des Komplexes, der das Prinzip des amerikanischen Department-Systems aufgriff, zogen sich hin – inklusive kleiner Pannen: 1963 musste die

zuständige Behörde zugeben, dass bei der Finanzplanung die Neurochirurgie schlichtweg „vergessen“, d.h. versehentlich nicht berücksichtigt worden war!

Bemerkenswert ist, dass der Psychiater Heinrich Scheller, der in der gleichen Zeit den Neubau seiner Klinik projektierte, ursprünglich die Neurologische und die Psychiatrische Klinik in einem Gebäudekomplex unterbringen wollte. Bei der anstehenden Grundsanierung des Kopfklinikums Anfang des 21. Jahrhunderts gab es zunächst Pläne, das alte, marode Gebäude in zwei Bauphasen durch einen Neubau an gleicher Stelle zu ersetzen: Vorgesehen waren drei Baukörper – ein Funktionsbau (mit Hubschrauberlandeplatz auf dem Dach) sowie zwei Bettenhäuser – die nach dem Vorbild des ZOM die Hanglänge geschickt ausnützen sollten. 2017 kam es überraschend zu einem Strategiewechsel: Seitdem wird ein Neubau auf dem Erweiterungsgelände Nord projektiert.

Ein Krankenhaus aus dem Baukasten

Modular, genormt und leicht austauschbar

Revolutionär war nicht nur das medizinische Konzept der Kopfklinik – wegweisend gedacht waren auch dessen Architektur und Bauweise, wie die Würzburger Main-Post am 4. April 1968 erläuterte:

„Moderne Grundsätze bestimmen Planung und Bau: Die industrielle Fertigung spielt eine immer größere Rolle. Beträchtliche Teile des Gebäudes sind nicht an der Baustelle entstanden, sondern in einem Werk bei

Nürnberg. Riesige Betonplatten beispielsweise wurden auf Tiefladern nach Würzburg gebracht und nur noch aufgestellt. „Am Ort“ wurde eigentlich nur noch das Stahlbeton-Skelett, einschließlich der Decken gegossen. Die Rationalisierung geht sehr weit. Die Installationen liegen alle in genormten Schächten, jede Leitung immer an der gleichen Stelle. Die Anschlussarmaturen kommen aus einer Fabrik. Sie sind in großen

Kästen montiert und müssen nur aufgestellt werden. Leitungsmontage im Krankenzimmer ist unmodern. Ein „Installationsbalken“ nimmt sie alle auf. Eine reparatur- und umbaufreundliche Lösung.“

Dem begeisterten Urteil von Zeitgenossen: „wuchtig und doch elegant“, wie die Lokalzeitung damals jubelte, möchte man sich heute nicht mehr uneingeschränkt anschließen, haben doch Euphorie und unbegrenzte Fortschrittsgläubigkeit inzwischen einen deutlichen Dämpfer erhalten: Heute schätzt

man durchaus wieder biedere Handwerkskunst statt Fließbandfertigung und solides Ziegelmauerwerk anstelle industrieller Stahlbetonbauweise. Von der Gesundheitsgefahr, die vom verbauten Asbest ausging, der zum Brandschutz verwendet wurde, konnte man damals nichts ahnen. Jedenfalls stand nur eine Generation nach dem Bezug des Neubaus eine Grundsanierung an, bei der sich die grundlegende Frage stellte, ob ein Neubau nicht doch die wirtschaftlichere Lösung sei!

Rettung aus der Luft

Mit dem Hubschrauber ins Luitpoldkrankenhaus

Im Mai 1961 konnte die Würzburger „Main-Post“ mit einer sensationellen Geschichte aufwarten: [19] Ein junger Mann, der in der Bundeswehr-Infanterieschule Hammelburg einen Lungendurchschuss erlitten hatte, war mit einem Militärhubschrauber ins Luitpoldkrankenhaus geflogen und in der Chirurgischen Universitätsklinik erfolgreich notoperiert worden. Dazu waren zwei Kameraden des Verletzten mit dem Auto vorausgefahren und hatten auf dem Landeplatz auf der Wiese vor der Chirurgischen Klinik mit weißen Tüchern ein großes Landekreuz ausgelegt, so dass der Hubschrauber, als er nach zwanzigminütiger Flugzeit eintraf, sicher landen konnte. Das hätte der ärztliche Direktor des Klinikums, Werner Wachsmuth, der das Unfallopfer versorgt hatte, eigentlich gerne dauerhaft eingeführt. Im Rheinland und am neuen Krankenhaus Rechts der Isar, so der Chirurg, sei das schließlich längst Alltag.

Doch am Autobahnknotenpunkt Würzburg, wo man damals mit einer rasant steigenden Zahl von Verkehrsunfällen konfrontiert war,

musste man sich noch ein wenig gedulden. Seit 1980 ist ein Rettungshubschrauber in Ochsenfurt stationiert, der vom ADAC betrieben wird – eine fliegende Intensivstation, die von 7 Uhr morgens bis Sonnenuntergang im Einsatz ist und überwiegend chirurgische Patienten transportiert.

Streit gab es immer wieder wegen der Beleuchtung des Landefeldes bei Nacht und natürlich wegen der Lärmbelästigung der Patienten; deshalb war die Wiese vor der Chirurgischen Klinik nur „provisorischer Landeplatz“ mit jährlich neu einzuholender Genehmigung. Ein zwischenzeitlich ins Auge gefasster Landeplatz am Straubmühlweg [20] bzw. Bockspfad [21] wurde zum Ärger der Klinikchefs wieder verworfen – das wären kurze Wege gewesen. Später wurde der Landeplatz auf dem Flachdach des zu sanierenden Kopfklinikums geplant. Heute hat sich das Problem erledigt, weil der Hubschrauber auf dem Dach des ZOM (Gebäude A2) landen und starten kann, so dass Unfallverletzte mit dem Aufzug direkt in den Schockraum und in die OPs gebracht werden können.

Umzug in ZOM und ZIM

Die Jahre um die Jahrtausendwende brachten auch für die Würzburger Universitätsmedizin eine Zeitenwende: Einschneidende Ereignisse, die sie sich schon länger angekündigt hatten, waren die endgültige formale Trennung von Universität und Klinikum, der Bezug von ZOM und ZIM 2004 bzw. 2009 sowie der Bau interdisziplinär nutzbarer Einrichtungen und zahlreiche Kooperationsprojekte mit externen Partnern in Forschung und Klinik.

Für die „Nachnutzung“ der freiwerdenden Gebäude bzw. neu zu bebauenden Flächen auf dem Luitpold-Campus wurde ein Masterplan entwickelt, der unter anderem den Umzug der vorklinischen Institute vom Röntgenring auf den Luitpold-Campus vorsah, um medizinisch relevante Einrichtungen in Grombühl zusammenzuführen. Dazu eröffnete der 2019 nach langen Verhandlungen geglückte Erwerb des Erweiterungsgeländes Nord vom Juliusspital zusätzliche Perspektiven.

Von den vielfältigen, für Außenstehende nicht immer leicht zu überblickenden Entwicklungen seien hier der Kürze halber nur einige stichpunktartig herausgegriffen.

Der Weg in die Selbstständigkeit

Mit der endgültigen Trennung des Universitätsklinikums von der Universität am 1. Juni 2006 fand eine Entwicklung ihren Abschluss, die bereits 1988 mit der Schaffung eines Klinikreferats der Universität ihren Anfang genommen hatte, zu dessen Leiterin Renate Schülke-Schmitt (1947-2012) ernannt wurde; für die Verhandlungen des Kanzlers mit den Krankenkassen war besondere Expertise gefragt. Ab 1991 zog des Klinikreferat vom Sanderring in die Josef-Schneider-Straße um; die Volljuristin ergänzte nun laut Klinikumsordnung als Verwaltungsdirektorin die Direktion des Klinikums, die aus ärztlichem Direktor, dessen Stellvertreter, und dem Pflegedienstleiter bestand. Der Dekan der Medizinischen Fakultät konnte an den Sitzungen des neu geschaffenen Gremiums mit beratender Stimme teilnehmen.

1998 wurde das Universitätsklinikum dann zum kaufmännisch eingerichteten Staatsbetrieb als selbstständiger Teil der Universität; [1] damit folgte Würzburg einem bundesweiten Trend. Hintergrund war die Sorge der Universitäten, für eventuelle Defizite der Universitäts-

Der Energie-Versorgungsknotenpunkt verschwand unsichtbar unter der Grasnarbe der Wiesenfläche.



klinika haftbar gemacht zu werden. Im Hinblick auf die bevorstehende Trennung erstellte 2002 das Designbüro Juli McMillan ein neues ‚Corporate Design‘: Das neue Logo enthält eine Welle (Main) und zeigt Universität und Klinikum (K) durch eine geschwungene Linie verbunden – denn natürlich arbeiten Medizinische Fakultät und Klinikum nach wie vor eng zusammen. Die Logos der einzelnen Kliniken blieben als Unterlogos erhalten. 2006 wurde das Universitätsklinikum schließlich als Anstalt des öffentlichen Rechts unabhängig. Als Schülke-Schmitt 2012 als lfd. Regierungsdirektorin in den Ruhestand ging, wachte sie über ein Umsatzvolumen von knapp 500 Millionen Euro. Als ihre Nachfolgerin Anja Simon 2020 den Stab an Philip Rieger weiterreichte, der vom Klinikum der LMU nach Würzburg gewechselt war, waren es bereits über 700 Millionen – bei 7400 Mitarbeitern. Als Haushaltsbeauftragter verwaltet der Kaufmännische Direktor auch die Mittel der Medizinischen Fakultät.

Nicht nur Abrechnungswesen und Abrechnungssystem für Patientenbehandlung haben sich verändert; neue Themen wie Datenschutz und Digitalisierung sind hinzugekommen. Dazu die erforderliche KTQ-Zertifizierung (Kooperation für Transparenz und

Qualität im Gesundheitswesen), die 2013 erstmals anfiel und 2016 sowie 2019 erneuert werden musste.

Die Aufgabengebiete und die Arbeitsbelastung des Ärztlichen Direktors sind ebenfalls erheblich gewachsen: Deshalb waren die letzten beiden Amtsinhaber, Christoph Reiners und Georg Ertl während ihrer klinischen Tätigkeit nebenberuflich, dann aber hauptberuflich als Ärztliche Direktoren tätig. Zum Januar 2021 wurde mit dem habilitierten Pädiater Jens Maschmann, der das Würzburger Klinikum als Assistent und Oberarzt kennt, erstmals ein hauptamtlicher Ärztlicher Direktor von außerhalb berufen. Auch Matthias Frosch, seit 2006 gewählter Dekan der Medizinischen Fakultät, ist seit 2021 hauptberuflich im Amt. Dem seit 2011 tätigen Pflegedirektor Günter Leimberger folgte 2021 Marcus Huppertz nach.



Uniklinikum Würzburg UK

Die Chirurgische Klinik wurde unter Belassung der historischen Fassade komplett entkernt.

Das „Bürokratie-Monster“

Gedanken eines Emeritus von 2003

„Erlauben Sie mir, ganz zum Schluss, noch ein Problem anzusprechen, das nicht unerwähnt bleiben darf. Ich möchte nicht verkennen und verschweigen, dass die ungeheure, ja ungeheuerliche und unvorstellbare Zunahme der Bürokratie mit ihren medizinfremden Belastungen für die Ärzte einen ganz wesentlichen Anteil an den Kommunikationsproblemen zwischen Arzt und Patient, aber auch in einer allgemeinen Unzufriedenheit unter den Ärzten in den

Kliniken hat, und da entsprechend Parkinsons Gesetz kaum Hoffnung bestehen kann, daß die Bürokratie abnimmt, müssen die Kliniken neue Strukturen entwickeln – ich möchte sagen: erfinden –, um die bürokratischen Belastungen abzufangen oder anders zu verteilen. Als junge Assistenten hatten wir uns ein solches Ausmaß an Papierkrieg überhaupt nicht vorstellen können.“

Kurt Kochsiek [1]

Die Integration historischer Fassadenelemente forderte den Ehrgeiz der Architekten heraus.



ZOM/ZIM/Virchow – Interdisziplinäre Zentren, Forschungsverbünde, Netzwerke

Obwohl unter Federführung von Karl-Heinz Weis bereits 1988 ein Zielplanungskonzept die Notwendigkeit eines Neubaus für Chirurgie und Medizin festgestellt hatte, vergingen zehn Jahre bis zum Spatenstich für das neue Zentrum für operative Medizin (ZOM). In dem die beiden chirurgischen Kliniken, die Klinik für Herz-Thorax Chirurgie, die Klinik für Urologie und Kinderurologie die Klinik für Anästhesiologie ihre neue Unterkunft fanden. 1994 war aus Privatisierungserlösen der finanzielle Spielraum zur Realisierung des Projekts gegeben. Mit 23 000 Quadratmetern Nutzfläche verfügt das, geschickt die Hanglage auszunutzende, von Arnulf Thiede mitgeplante Gebäude über die gleiche Grundfläche wie die Würzburger Residenz. Eine breite Magistrale verbindet das ZOM mit dem ebenso großen Zentrum für Innere Medizin (ZIM), das 2009 in Betrieb genommen werden konnte und in dem die beiden Medizinischen Kliniken, Nuklearmedizin,

Radiologie, Transfusionsmedizin und Zentrallabor untergebracht sind. Leitsysteme erleichtern den Patienten die Orientierung. 2004 wurde die alte Gebäudenummerierung auf dem gesamten Klinikums-Gelände aufgegeben und durch eine neue ersetzt. (s. Lagepläne am Ende dieses Bandes).

2001 fiel der Startschuss für das ‚Rudolf-Virchow-Zentrum für experimentelle Biomedizin‘, das auf 9000 Quadratmetern Grundfläche Raum für Labors und Büroräume bietet, aber auch einen Hörsaal mit 400 Plätzen beherbergt. Es führt hinter der denkmalgeschützten historischen Fassade mehrere Einrichtungen zusammen, die bisher auf mehrere Standorte verteilt waren: Dazu gehört das 1993 auf Initiative von Volker ter Meulen mit Mitteln des Bundesministeriums für Forschung gegründete Zentrum für Infektionsforschung (ZINF), dessen Leitung später Jörg Hacker übernahm und das unter Jörg Vogel zum Wegbereiter für das Helmholtz Zentrum für RNA-basierte Infektionsforschung wurde.

Möglich geworden war das ‚Rudolf-Virchow-

Zentrum‘ durch die Zuteilung von 20 Millionen Euro aus der Versteigerung der UMTS-Lizenzen, die der Bund der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) überlassen hatte. Die Förderung dieses Zentrums gilt als Vorläufer für die Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder, die 2005/06 startete. Nach dem Auszug der Chirurgischen Klinik und aufwändigen Umbauarbeiten – darunter auch die unterirdische Unterbringung der Energie- und Klimaversorgung mit einem Elektro- und Versorgungsknoten für das Klinikums-Gelände – unter dem Rasen des ehemaligen Hubschrauberlandeplatzes, konnte das Gebäude 2009 in Betrieb genommen werden. Gründungsdirektor war der Pharmakologe Martin Lohse, dem 2016 eine Doppelspitze mit Caroline Kisker und Bernhard Nieswandt nachfolgte. Nach dem Abruch der Klinik für Lungenmedizin und des Schwesternwohnheims am Zinklesweg 2001 [3] entstand dort das Zentrum für experimentelle molekulare Medizin (ZEMM): 2007 wurde der Laborbereich, 2008 auch die Versuchstierhaltungen in Betrieb genommen, die Würzburger Forschungsgruppen



für zeitlich und thematisch begrenzte Forschungsvorhaben nutzen können.

Das 2010 auf Initiative des Kardiologen Georg Ertl, damals Direktor der Medizinischen Universitätsklinik, gegründete Deutsche Zentrum für Herzinsuffizienz (DZHI) konnte 2017 einen großzügigen Neubau am Straubmühlweg beziehen, in dem Forschung und Patientenbehandlung verbunden mit Studentenausbildung

Neubau des Deutschen Zentrums für Herzinsuffizienz.



Im ZEMM stehen Labors und Tierställe zur Verfügung.



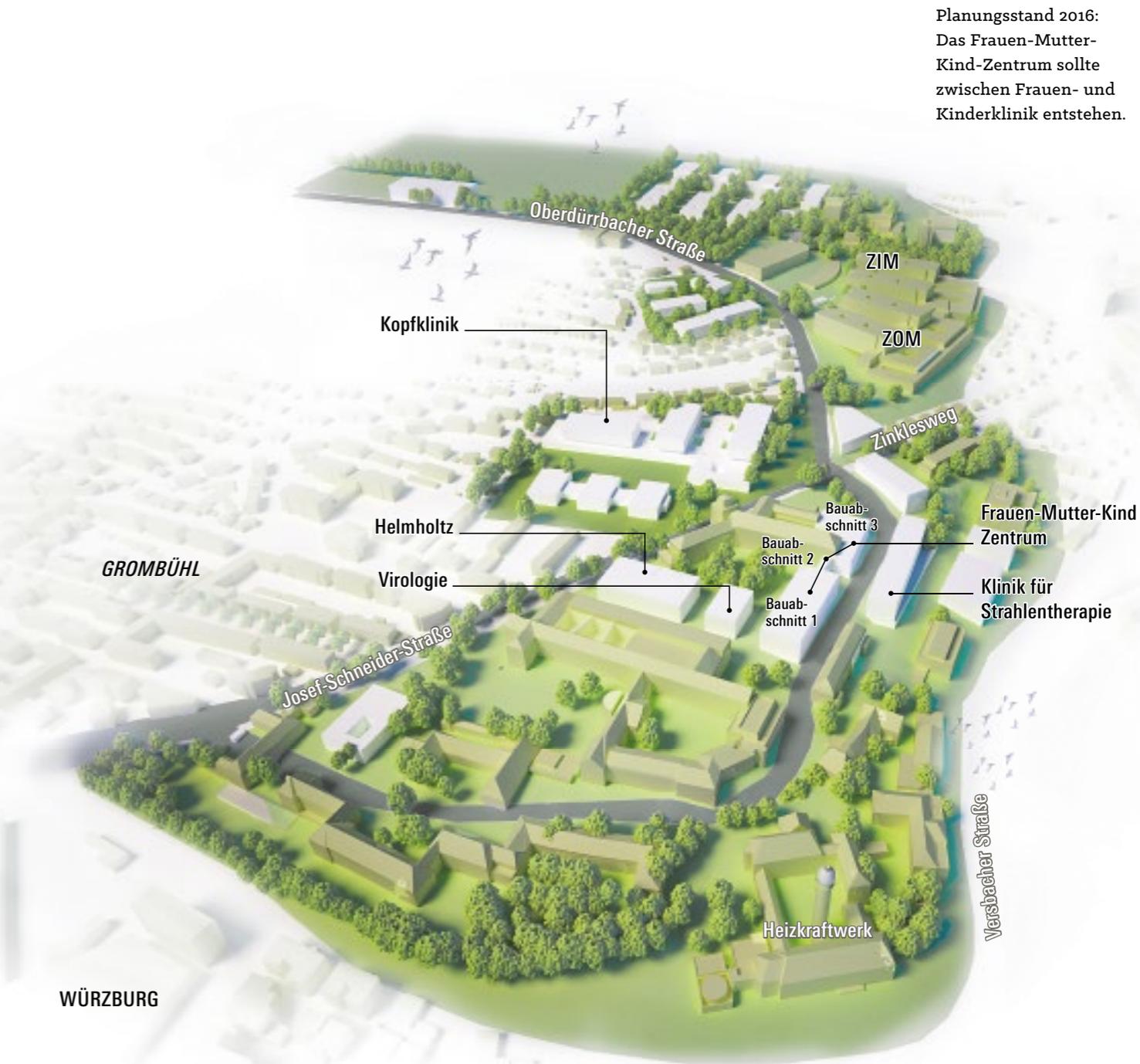
Sanierung der Versorgungskanäle.

und Fortbildung medizinischen Fachpersonals unter einem Dach vereinigt sind. Es umfasst mehrere Departments: Klinische Forschung und Epidemiologie (Stefan Störk), Kardiovaskuläre Genetik (Brenda Gerull), Kardiovaskuläre Bildgebung (Laura Schreiber) und Translationale Forschung (Christoph Maack). Seit 2020 ist Christoph Maack als Nachfolger von Stefan Frantz und Georg Ertl Sprecher des Zentrums.

2016 wurde das Helmholtz-Institut für RNA-basierte Infektionsforschung (HIRI) gegründet, für das ein Neubau anstelle der ehemaligen Urologischen Klinik (Bau 19) geplant ist. Dazu mussten neben dem Abbruch des Gebäudes die in der Nähe verlaufenden Versorgungskanäle erneuert und saniert werden. Das HIRI ist ein Kooperationsprojekt zwischen dem Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung (HZI) Braunschweig und der Universität Würzburg. 2008 entstand das Comprehensive Cancer Center Mainfranken (CCC MF) aus dem 1983 von Klaus Wilms in der Medizinischen Poliklinik gegründeten interdisziplinären Tumorzentrum der Universität Würzburg. Ziel der Kooperation ist die Entwicklung standardisierter Diagnose- und Therapiekonzepte. Das CCC MF wurde 2011 von der Deutschen Krebshilfe als onkologisches Spitzenzentrum ausgezeichnet und 2014 und 2018 erneut erfolgreich begutachtet. Direktor des CCC MF ist Ralf Bargou. Die im internationalen Maßstab herausragende onkologische Forschung in Würzburg und die wiederholte Auszeichnung des CCC MF als

onkologisches Spitzenzentrum waren unter der Leitung von Hermann Einsele die Grundlage dafür, dass 2020 Würzburg zusammen mit den Partnern in Erlangen, Regensburg und Augsburg als Standort des Nationalen Centriums für Tumorerkrankungen (NCT) in einem kompetitiven Wettbewerb ausgewählt wurde. Weitere interdisziplinäre Einrichtungen sind die ‚Interdisziplinäre Biometrie- und Datenbank‘, das ‚Transit Stroke Telemedizinnetzwerk Nord-west Bayern‘ sowie das ‚Zentrum für seltene Erkrankungen – Referenzzentrum Nordbayern‘. Weitere wichtige Baumaßnahmen seit der Jahrtausendwende waren der erfolgreiche Umbau und Ausbau der ZMK-Klinik in der Innenstadt. Am Kopfklinikum machten wiederholte Wasserrohrbrüche der in Beton verlegten Installationen den hohen Sanierungsbedarf der 1965 bis 1972 errichteten Gebäude deutlich. Der unübersehbare Sanierungsbedarf war ein gewichtiges Argument, um die Verhandlungen zum Erwerb des landwirtschaftlich genutzten 10 Hektar großen Erweiterungsgeländes nördlich des Klinikgeländes zu beschleunigen: mit großer Unterstützung durch die langjährige Landtagsabgeordnete und Landtagspräsidentin Barbara Stamm konnte im Oktober 2019 der Kaufvertrag mit dem Julius-Spital in Höhe von 10,9 Millionen Euro unterzeichnet werden. Das eröffnete neue Möglichkeiten, nicht nur für die Kopfklinik, sondern auch für die Frauenklinik und Kinderklinik, die ebenfalls auf dem Erweiterungsgelände Nord in einem Frauen-Mutter-Kind-Zentrum eine neue Bleibe finden werden. Diese Baumaßnahmen werden die 2020er Jahre prägen. Ein weiteres wichtiges Bauprojekt auf dem Gelände des Luitpold-Campus betrifft aktuell die Klinik für Strahlentherapie.

Am Hubland ergab sich derweil für die Universität nach dem Abzug der US-Armee unverhofft die Möglichkeit, 2011 „Konversionsflächen“ in unmittelbarer Nachbarschaft zum bestehenden Campus zu erwerben, die Chancen zur Erweiterung und Weiterentwicklung der Universität bieten.



Planungsstand 2016: Das Frauen-Mutter-Kind-Zentrum sollte zwischen Frauen- und Kinderklinik entstehen.

Generalstabsmäßig organisiert –

Der Umzug ins ZOM am 6./7. März 2004

Wie zieht man mit einem Großklinikum inklusive Intensivstation bei laufendem Betrieb um? Das ist gewissermaßen eine Operation am offenen Herzen. Die Organisatoren konnten für die logistische Herausforderung auf einschlägige Erfahrungen aus dem Elbhochwasser in Dresden 2002 zurückgreifen, als Krankenhäuser unter Notfallbedingungen schnellstmöglich evakuiert werden mussten.

Dieses Mal kam der Umzug nicht so überraschend – bereits neun Monate vorher begannen die Planungen, die alle Eventualitäten mit einkalkulierten, einschließlich eines Verkehrs-Unfalls auf der Haupttransportstrecke. Obwohl in den neuen Räumlichkeiten eine niet- und nagelneue

Ausstattung zur Verfügung stand, musste doch allerhand Ausrüstung mit umziehen – ganze 140 Lkw-Ladungen kamen dabei zusammen, die am Vortag, dem 6. März 2004, gut verpackt vorausgeschickt wurden.

Am 7. März standen nicht weniger als 45 Fahrzeuge für Krankentransporte und 145 Helfer bereit, um Gehfähige zu begleiten. Da statt der erwarteten 250 nur 131 Kranke ins ZOM übersiedeln mussten, weil man alle stationären Patienten, die nicht unbedingt bleiben mussten, vorher entlassen hatte, war das großangelegte Unternehmen zur Überraschung aller in der halben Zeit abgeschlossen. Trotzdem stieß die Aktion auf großes Medieninteresse.



Geschicht nutzt der ZOM/ZIM-Komplex die Hanglage aus.

Sprachliches zum Klinikum

Zwischen AküFi und Akronymen

Kurz, knapp und prägnant sollen Begriffe sein, die man häufig benutzt – was zu lang und sperrig ist, wird abgekürzt. Schon Fritz König, der ärztliche Gründungsdirektor des Luitpoldkrankenhauses, sprach vom „LuKra“. Da war der Prinzregent allerdings schon ein paar Jahre tot. Dass das um Forschungsinstitute ergänzte Klinikgelände heute „Luitpold-Campus“ heißt, hätte den Wittelsbacher sicher gefreut.

ZOM und ZIM haben sich rasch eingebürgert, das MOZ (Medizinisch-operatives Zentrum) ist wieder verschwunden. ZEMM, DZHI und ZEP sind dazugekommen – ob sich KKL (Kopfklinikum) und das geplante ZFMK (Zentrum Frauen – Mutter – Kind) durchsetzen werden, ist noch nicht ausgemacht, ähnliches gilt für „Altklinikum“

und „Stammgelände“.

Die zu Ehren des Straßenbahnstifters benannte Josef-Schneider-Straße hat sich gehalten, während die Klinikadresse „Füchleinstraße“ durch „Margarete-Höppel-Platz“ ersetzt wurde, zu Ehren eines der zahllosen und namenlosen vergessenen Opfer der NS-Euthanasie-Aktionen.

Während am Hubland-Erweiterungsgelände auf dem ehemaligen US-Kasernengelände WissenschaftlerInnen durch neue Straßennamen zu ihrem Recht kommen, wurde auf dem Luitpold-Campus das „Rudolf-Virchow-Zentrum“ eingeweiht – eine Hommage an den berühmten Pathologen, der 1849 bis 1856 in Würzburg bahnbrechende Forschungen durchführte.

Krankenpflegeausbildung: Anatomieunterricht am Modell.

Lehre und Facharztausbildung

Auf jeden der 160 Studienplätze für Humanmedizin, die im Wintersemester 2021/22 an der Würzburger Universität zur Verfügung stehen, kommen fünf Bewerber. Insgesamt wohnen über 30 000 Studierende in Würzburg – das entspricht einem Viertel der Bevölkerung und prägt das Erscheinungsbild der Stadt.

Für die Medizinstudenten wurde 2004 – teilweise aus Mitteln der damals erhobenen Studienbeiträge – das „Skills Lab“ eingerichtet, in dem praktische Fertigkeiten trainiert werden können. Das „Skills Lab“ war ursprünglich in der ehemaligen Urologischen Klinik (Bau 19) untergebracht und konnte nach dem Auszug der Klinik für Nuklearmedizin ins ZIM 2010 als Lehrklinik der Medizinischen Fakultät in die freigewordenen Räume übersiedeln, in denen außerdem ein ehemaliger OP zur Verfügung steht. Für das Engagement der Studierenden spricht, dass die Fachschafts-Initiative Medizin



EPOCHEN

2006 4500 Euro für die Neuanschaffung eines Ultraschallgerätes stiftete. [4]

2006 konnte das vom Kardiologen Wolfram Völker geplante und konzipierte interdisziplinäre Trainings- und Simulationszentrum INTUS im ZOM seinen Betrieb aufnehmen. Völker, der 2002 für die Entwicklung des Lehr- und Lernprogramms 2,8 Millionen Euro Drittmittel erhielt, [5] warb über einen Förderverein Gelder zur Anschaffung von Simulatoren nicht nur für Herzkatheter-Untersuchungen, sondern für insgesamt 18 verschiedene Fachrichtungen ein, darunter Simulationspuppen für die Anästhesie und Chirurgie, die die Übenden auch Operationen durch programmierbare Situationen wie „echt“ erleben lassen. Zur weiteren Stärkung der Mediziner-Ausbildung wurde 2016 das Institut für Medizinische Lehre und Ausbildungsforschung gegründet und der Lehrstuhl für Medizin-didaktik mit Sarah König besetzt.

Dichte Bebauung hat die Felder und Wiesen ersetzt: Das Luitpold-krankenhaus heute.



Zur Koordination und besseren Organisation der allgemeinärztlichen Ausbildung, die seit vielen Jahren erfolgreich in verschiedenen Lehrpraxen in Blockpraktika absolviert werden kann, wurde 2018 ein Lehrstuhl für Allgemeinmedizin eingerichtet und mit Ildikó Gagyor und Anne Simmenroth besetzt.

Fort- und Weiterbildung Mitarbeiter

Die Abschaffung des AiP/ÄiP (Arzt im Praktikum/Ärztin im Praktikum) 2004 sowie die Umsetzung des Arbeitszeitgesetzes stellten das Universitätsklinikum vor Herausforderungen. Auch das Ende der Wehrpflicht 2011 und, damit verbunden, des Zivildienstes, schuf Lücken, da die bewährten „Zivis“ ausblieben. In der Pflege macht sich zunehmend die Altersstruktur bemerkbar, da die „geburtenstarken Jahrgänge“ in Ruhestand gehen. Ein konkurrierendes System von „Leiharbeit“ möchte das Universitätsklinikum

ZIM, ZOM, RUDOLF-VIRCHOW-ZENTRUM ...

ebenso vermeiden wie das völlige „Leerrischen“ des Arbeitsmarktes im Ausland. Neben einer proaktiven Personalpolitik haben daher die Weiterqualifikation eigener Mitarbeiter und die Steigerung der Attraktivität des Arbeitsplatzes einen hohen Stellenwert. Auch deshalb entstand 2013 die ATA- und OTA-Schule (Anästhesietechnische und Operationstechnische Assistentinnen und Assistenten), die 2015 in der „Akademie des Klinikums“ aufging.



Das Erweiterungsgelände bietet Entfaltungsmöglichkeiten für das Klinikum.



Siegerentwurf des Architekturbüros Hascher Jehle Objektplanung GmbH, Berlin für den Neubau von Kopfkliniken und Zentrum Frauen-Mutter-Kind.

Endnoten

1.2 Grundkonstellationen (S. 20-23)

[1] Hermann Treppner: Die gemeinschaftlichen Attribute des k. Julius-Hospitals und der k. Universität zu Würzburg. Würzburg: Thein 1854, S. 2; die juristische Verpflichtung scheint bereits 1688 durch die Anstellung eines Consulanten beendet worden zu sein, vgl. Caspar Lutz: Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung des Julius-Hospitals in Würzburg. Festvortrag. Würzburg 1876, S. 8 [2] Andreas Mettenleiter: Das Juliusspital in Würzburg. Bd. 3: Medizingeschichte. Würzburg 2001, Kapitel 9 [3] Die Kinder des Bischofs Julius in Würzburg. In: Frankenkalendar 16 (1903), S. 56 [3] vgl. auch C[hristoph] E[dmund] Becker: Die ältere Schwester der Jubilarin, das Juliusspital in Würzburg. In: Das schöne Franken 3 (1932) Nr. 8, S. 74 [4] vgl. August Lommel: Professor Riegers bellum julianum. In: Münchner Neueste Nachrichten vom 19. November 1920, Nr. 484 [5] Franz von Walther: Über klinische Lehranstalten in städtischen Krankenhäusern. Freiburg 1846 [6] Juliusspital-Archiv, Akt 3630 [7] Visitationsprotokoll von 1620 im Diözesanarchiv Würzburg, Handschrift 5/5 (Visitation Würzburger Spitäler), fol. 67 v., vgl. a. Franz Nikolaus Wolf: Das Julius-Hospital zu Würzburg. In: Die Geschichte von Franken durch Beiträge erweitert. Würzburg: Dorbath 1819, S. 92 [8] ‚Die Elegante‘ 1804, Nr. 47 [9] Univ.-Archiv Würzburg, ARS 3333 Innenministerium an Senat, 18.1.1880 Betreff: Die Lage des medizinisch-klinischen Unterrichtes im Juliusspitale zu Würzburg [10] Juliusspital-Archiv, Akt 24646: Augsburgener Abendzeitung vom 20. Mai 1910 [11] vgl. z.B. Univ.-Archiv Würzburg, ARS 3334 [13] Mettenleiter, Juliusspital, S. 651-652; Würzburger Glöckli, Nr. 30

vom 27. Juli 1878 und Nr. 31 vom 3. August 1878 sowie Fränkisches Volksblatt vom 5. August 1878

1.3 Planungen und Bau (S. 24-29)

[1] Verwaltungsberichte der Stadt Würzburg XVII (1907), S. 211; Kurt Meisner: Die Entwicklung des Würzburger Stadthaushalts von 1806 bis 1909. Leipzig: Deichert 1912, S. 31 [2] Univ.-Archiv Würzburg, ARS 3333 [3] Verwaltungsberichte XVII (1907), S. 212 [4] Würzburger Journal vom 19. März 1895 [5] Conrad Rieger: Denkschrift betr. die Erbauung eines Krankenhauses in Grombühl für Universitätszwecke. Würzburg: Stürtz 1895 [6] Hubert von Grashey: Denkschrift über die Universitätskliniken im Juliusspital in Würzburg. In: Beilage 649 der Verhandlungen des Landtages 1901/1902; Verwaltungsberichte XVIII (1908), S. 213 [7] Denkschrift über die Neubegründung der Krankenanstalten vom Juliusspital, von der Universität und der Stadt Würzburg auf dem Schottenanger. Handschriftlich, hektographisch vervielfältigt. [ca. 1905], S. 1 [8] Denkschrift Neubegründung [9] Das beschloss im April 1904 auch der Stadtmagistrat, vgl. Verwaltungsberichte 1907, S. 215 [10] Verwaltungsberichte 1907, S. 216; Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Bayerischen Landtages. Landtagsversammlung. Stenographischer Bericht, 1907. S. 423 [11] Karl Bernhard Lehmann: Frohe Lebensarbeit. Erinnerungen und Bekenntnisse eines Hygienikers und Naturforschers. München: Lehmanns 1933, S. 244 [12] Verwaltungsberichte 1907, S. 217-218 [13] Fränkisches Volksblatt vom 4.1.1908 [14] Philipp Stöhr: Die Beziehung zwischen Universität und Julius-Spital. Festrede [...], gehalten am 11. Mai 1908. Würzburg. Stürtz

1908. (abgedruckt im ‚Würzburger Journal‘ 53/129 u. 130 vom 12./13. Mai 1908) [15] Johannes Thaler: Die Zukunft der Juliusspital-Stiftung zu Würzburg. Ein Beitrag zur Würzburger Krankenhausfrage, zugleich eine Erwiderung auf die Festrede des Rector Magnificus Dr. med. Phil[ipp] Stöhr. Bearbeitet von Freunden der Stiftungs-Berechtigten. Würzburg: Fränkische Gesellschafts-Druckerei 1908 [16] Paulus Weingärtner: Die Zukunft der Juliusspital-Stiftung zu Würzburg, ein Beitrag zur Würzburger Krankenhausfrage, zugleich eine Erwiderung auf die Festrede des Rectors Magnificus [...] Philipp Stöhr, hrsg. von Johannes Thaler. Würzburg: Fränk. Gesellschaftsdruckerei 1908 [17] Vitus Brandt: Studien zur Rechtsgeschichte des Juliusspitals in Würzburg. In: Würzburger Diözesan-Geschichtsblätter 21 (1959), S. 137-156, S. 150 [18] Verwaltungsberichte XVIII (1908), S. 213; Franz Xaver Kiefl: Rektoratsrede 1908/09, S. 53 [19] Verwaltungsberichte XIX (1909), S. 271-219; Zeitschrift für Krankenanstalten 1909 [20] Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Bayerischen Landtages. Landtagsversammlung. Stenographischer Bericht, 1910, S. 97-98 [21] Verwaltungsberichte XX (1910), S. 212; Johann Philipp Gustav Jolly: Rektoratsrede 1909/10, S. 41 [22] Verwaltungsberichte XXI (1911), S. 243; Georg Schanz: Zur Erinnerung an den 90. Geburtstag seiner königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Würzburg 1911, S. 24 [23] Meisner: Entwicklung, S. 160-161 [24] Lehmann: Lebensarbeit, S. 244 [25] Verwaltungsberichte XXII (1912), S. 229-230; Zeitschrift für Krankenanstalten 8 (1912) und 9 (1913) [26] Verwaltungsberichte XXIII (1913), S. 181-182, Johannes Hehn: Rektoratsrede 1912/13, S. 36-37; Wilhelm Wien: Rektoratsrede, S. 32 [27] Max Buchner: Die Universität Würzburg im Weltkriege. In: Ders.: Aus der Vergangenheit der Universität Würzburg. Berlin: Springer 1932, S. 42-101, hier S. 55 [28] Chronik für das Studienjahr 1916/17, S. 17; Joseph

Zahn: Rektoratsrede 1918, S. 21 [29] Erik Soder von Güldenstube: Kongregation der Schwestern des Erlösers. Geschichte und Gegenwart. Volkach 2009, S. 150 [30] Ludwig Hoeflmayr: Das Juliusspital und die medizinische Fakultät in Würzburg. Ein Mahnruf. In: DMW 36 (1916), S. 1286 [31] Reinhard Günther: Unser Universitätsklinikum. Erinnerungen, Sorgen und Wünsche. In: würzburg – heute Heft 38 (Nov. 1989), S. 33-39 [32] Ebd. [33] Fritz König: Erinnerungen, Erlebnisse, Beobachtungen und Gedanken eines Arztes, Chirurgen und Menschen. Würzburg: Privatdruck 1952, S. 211-212; Fritz König: Das Staatliche Luitpoldkrankenhaus zu Würzburg. Die ersten fünf Jahre des Vollbetriebs. Heidelberg: Springer 1928, S. 7

2.1 Schwierige Anfänge (S. 42-51)

[1] König: Erinnerungen, S. 202 [2] Verwaltungsberichte XXVI (1924-1926), S. 282 [3] König: Erinnerungen, S. 200 [4] Juliusspital-Archiv, Akt 24460; vgl. Statistische Berichte des Juliusspitals (1932/33), S. 5 [5] König: Erinnerungen, S. 201 [6] Statistische Berichte des Juliusspitals (1923/24), S. 5 und (1924/25), S. 5. Das Gebäude brannte nach dem Luftangriff vom 16. März 1945 aus und wurde nicht mehr aufgebaut. [7] Juliusspital-Archiv, Akt 23056; 1923 unternahm die Universität offenbar nochmals einen Vorstoß, dem Juliusspital die Aufnahme von Privatpatienten zu verbieten, vgl. Mettenleiter: Juliusspital, Kap. 1 [8] Lehmann: Lebensarbeit, S. 182 [9] König: Erinnerungen, S. 205 [10] Würzburger General-Anzeiger vom 26.5.1933 [12] Hans Oppelt: Würzburger Chronik des denkwürdigen Jahres 1945. Würzburg 1947, S. 38

2.2 Im Schatten des Hakenkreuzes (S. 52-65)

[1] ‚Völkischer Beobachter‘ vom 14.12.1934 [2] Wolfgang Bugs: Unternehmen Aesculap: die Studenten-Kompanien der Wehrmacht 1939-1945. Osnabrück: Biblio 1995, S. 43, 54, 56 und 67 [3] Theodor H. Schiebeler: Würz-

burg 1942 bis 1944 – aus der Sicht eines Studenten der 1. Studentenkompagnie. In: A. Mettenleiter (Hrsg.): Festschrift Brod. Würzburg 2007, S. 108-110 [3] Julius Hacke-thal: Der Wahn, der mich beglückt. Karriere und Ketzerie eines Arztes. Autobiographie. Bergisch-Gladbach: Lübbe 1995, S. 170; vgl. auch Gerhard Vescovi: Das Herz sieht anders aus. Stuttgart: DVA 1979, S. 24-26; Interviews mit Dr. Lieselotte Ott, Würzburg, Dr. Josef Haslbeck, Neumarkt/Oberpfalz und Dr. Rudolf Meder, Kitzingen [4] Christoph Schweikardt: „Der Stoßtrupp 1937/38 rückt in Würzburg ein!“: eine Fallstudie zur Ausbildung einer NS-Krankenschwester am dortigen Luitpoldkrankenhaus. In: Historia hospitalium 22 (2000), S. 103-136; Ders.: „You Gained Honor for Your Profession as a Brown Nurse“: The Career of a National Socialist Nurse Mirrored by Her Letters Home. In: Nursing History Review 12 (2004), S. 121-138 [5] Nach der in jüngster Zeit wieder aufgeflamten Diskussion wurde Wirths Name im Mai 2021 auf dem Denkmal für die Kriegsgefallenen auf dem Geroldshausener Friedhof entfernt. [6] Interview mit Dr. Rudolf Meder, Kitzingen [7] Johannes Dietl: 200 Jahre Frauenklinik und Hebammenschule Würzburg 1805-2005. Würzburg 2005 [8] Hartmut Collmann: Georges Schaltenbrand: Repräsentant der deutschen Neurologie – gefangen im Zeitgeist. In: Schriftenreihe der Dtsch. Ges. für Geschichte der Nervenheilkunde 14 (2008), S. 383-404 [9] Jörg Skriebeleit: Auch in Würzburg?! – Zur Geschichte eines unbemerkten Außenlagers des KZ Flossenbürg. In: Mainfränkisches Jb. für Geschichte und Kunst 56 (2004), S. 293-316; Alexander Kraus et al.: Gestapo-Notgefängnis in der Friesstraße 1942-1945. Würzburg: Geschichtswerkstatt 2015 [10] Leila Al-Deri u. Michael Stolberg: Doktorgradentziehungen an der Würzburger Medizinischen Fakultät. In: Die geraubte Würde. Die Aberkennung des Doktorgrads an der Universität Würzburg 1933-1945. Würzburg. 2011, S. 123-132

2.3 Zerstörung und Jahre des Wiederaufbaus (S. 66-83)

[1] Künzer: Erinnerungen, S. 125 [1a] Seiner Initiative war auch verdanken, dass die Pflingsttreffen der Kösener Corpsstudenten, deren traditioneller Tagungsort nun in der SBZ lag, ab 1954 bis zur Wende in Würzburg stattfanden. [2] Wilhelm Künzer: Würzburger Erinnerungen an die Zeit von 1945 bis 1962. In: WmM 16 (1997), S. 123-129; Bericht des Hausmeisters Otto Seidel, vgl. Heinz Fischer: Die Geschichte der Augenklinik zu Würzburg. Würzburg 1971, S. 51-52; Gustav Bömcke: Würzburg 16. Mai 1945. 30 Jahre danach. In: Nassauer-Ztg. 81, 1974, S. 71-75, ebenfalls abgedruckt in Dieter W. Rockenmeier: Als Feuer vom Himmel fiel. So starb das alte Würzburg. Würzburg: Echter 1995, S. 90-92, Ernst Fischer: Erinnerung an die Zerstörung Würzburgs am 16. März 1945 abgedruckt in: Mainpost und Volksblatt vom 16.3.2009 [3] Wurfzettel Nr. 7 (26.4.1945) und 9 (1.5.1945) [4] Chefarzt Eduard Bundschuh blieb dort auch nach der Rückkehr der Klinik in die Innenstadt und wurde so zum Mitbegründer der Missionsärztlichen Klinik. [5] Oppelt: Chronik, S. 95 [6] Seidel in Fischer: Augenklinik; Josef Scharf: [Bericht über seine Tätigkeit in Würzburg 1947 bis 1951] in: Axel Derks: Würzburger Kinderheilkunde im Wiederaufbau. Die Geschichte der Würzburger Universitäts-Kinderklinik 1945-1962. Med. Diss. Würzburg 1985, S. 29-30; [7] Oppelt: Chronik, S. 70 [8] Künzer: Erinnerungen [9] Wurfzettel Nr. 7 (26.4.), 9 (1.5.) und 17 (23.5.1945) [10] Wurfzettel Nr. 18 vom 24. Mai 1945 [11] Peter Deeg und Kurt Kochsiek: Die Geschichte der medizinischen Universitätsklinik im Luitpoldkrankenhaus 1921-1981. In Peter Baumgart (Hrsg.): Vierhundert Jahre Universität Würzburg. Neustadt/Aisch: Degener 1982, S. 909-919, hier 912 (unter Berufung auf den Augenzeugenbericht von Sr. Priscilliana) [12] Oppelt: Chronik, vgl. auch Derks: Kinderheilkunde, S. 35-36 [13] Volksblatt vom 30.6.1961: 40jähriges Dienst-

jubiläum von Sr. Grimoalda Pfister (1889-unbekannt) [14] Main-Post vom 18. Mai 1946 [15] Wurfzettel Nr. 3 vom 29. April 1945 und Nr. 19 vom 25. Mai 1945 [16] Wurfzettel Nr. 81 vom 23. August 1945 [17] Volksblatt vom 22. Juli 1955 [18] Wurfzettel Nr. 177 vom 28.11.1945 [19] Wurfzettel Nr. 185 vom 4.12.1945 [20] Wurfzettel Nr. 194 vom 17.12.1945 [21] Wurfzettel Nr. 26 vom 12.6.1945 [22] Künzer: Erinnerungen, S. 126 [23] Adressbuch 1947, S. 153-154 und S. 156 [24] Werner Wachsmuth: Ein Leben mit dem Jahrhundert. Berlin, Heidelberg: Springer 1985, S. 173 [25] Herbert Schott: Die Amerikaner als Besatzungsmacht in Würzburg (1945-1949). Würzburg 1985, S. 121 [26] Wurfzettel Nr. 17 vom 23. Mai 1945 [27] Schott: Amerikaner, S. 22 [28] Adressbuch 1947, S. 155 [29] z.B. Ankündigung einer Lieferung von Dachholz zur Erstellung von Notdächern (Informationen der Julius-Maximilians-Universität (JMU) 24/1 (1990), S. 59 [30] Haupt-Staatarchiv München, Akte 9/147-1/3 [31] Schott: Amerikaner, Anm. 158 [32] Otto Paul Hornstein: Hans Schuermann und die Nachkriegsmedizin in Würzburg. In: JDDG 6 (2008), S. 890-892 [33] Interview mit Dr. Lieselotte Ott [34] Horst Hefler: Studium an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg nach dem Kriege 1946-1952. In: Festschrift Brod 2007, S. 111-117 [35] Werner Wachsmuth: Erinnerungen an den Neubeginn 1946 bis 1947. In: Baumgart: Vierhundert Jahre, S. 1047-1054; auch in Wachsmuth: Leben, S. 162-177 [36] Hubert Frohmüller: 35 Jahre erlebte Urologie. Die Entwicklung des Faches in persönlicher Erfahrung. In: WmM 24 (2005), S. 570-579 [37] Schott: Amerikaner, S. 128 [38] Hefler: Studium, S. 115 [39] Derks: Kinderheilkunde, S. 35-36 [38] Abbildung des Rundschreibens in: Informationen der JMU 24/1 (1990), S. 59 [41] Leiter: 1950 Dr. Fritz Köchel (+1972), Pharmazie-Dir. Peter Chmelarz (+2015), 1994 Dr. Johann Schurz, 2016 Dr. Mareike Kunkel; 210 Quadratmeter, Steril-Abteilung – sterile Infusionslösungen;

1980er Jahre vier Ebenen; 1981 eigene Arzneimittelkommission zur Auswahl und Einsatz sinnvoller Medikamente; 2002 Zytostatika-Herstellung, ab 2011 auch klinische Ernährungslösungen; 2014: Aumühle (UKW-Zentrallager), lediglich Zytostatika und parenterale Ernährungslösungen noch im Klinikum hergestellt [42] Abb. in Derks: Kinderheilkunde, S. LVI (4.5. Dokumentations-Anhang); Main-Post vom 11.7.1957: McCloy-Spende über 300 000 Mark zugesagt; Main-Post vom 13.7.1957 300 000 Mark: Mr. Sega, Resident Officer von Würzburg, überreicht eine McCloy-Spende [43] Volksblatt vom 13.11.1954: Sole-Inhalatorgeräte [44] Fränkischer Volksfreund vom 29.4.1955 [45] Main-Post vom 9. Januar 1962 [46] Jutta Dithfurth: Durch unsichtbare Mauern. Köln 2002 [47] Volksblatt vom 23.1.1959 [48] Bernd Gay: Unser Weltenwechsel. In: Denk' ich an Würzburg. Festschrift für Gerhard Hainlein. Pfaffenhofen: Akamedon 2017, S. 111-114 [49] Volksblatt vom 19.12.1964: Erweiterungsbau Chirurgie, Ostflügel (Untergeschoss: Poliklinik, Erdgeschoss: Frischoperierte, Obergeschoss: Blutbank) [50] Volksblatt vom 6.11.1965: Westflügel (EG: Krankengymnastische Therapie, 1. Stock Erweiterung Urologie, 2.Stock: Erweiterung Kinderchirurgie)

2.4 Ausbau und Neue Konzepte (S. 84-89)

[1] abgebildet in: JMU-Informationen 16/3 (1982), S. 17 [2] Main-Post vom 27.5.1971 [3] Volksblatt vom 2. September 1966 [4] Die Missionsärztliche Klinik hatte bessere Kontakte und warb indische Krankenschwestern an, von denen einige in Deutschland Ehemänner fanden. [5] Main-Post vom 29. Januar 1970 [6] Main-Post vom 21.6.1968 [7] Main-Post vom 21.6.1968 [8] Main-Post vom 4.12.1968 [9] Main-Post vom 13.12.1978 [10] Main-Post vom 2.12.1983 [11] Main-Post vom 10.10.2005 [12] Main-Post vom 4.12.1968 [13] Volksblatt vom 21.6.1968 [14]

Main-Post vom 28.10.1987 [15] Volksblatt vom 15.11.1979, 14.8.1982 und 3.9.1981, Main-Post vom 21.7.1983 [16] Main-Post vom 26.1.1990 [17] Volksblatt vom 22.2.1990 [18] Volksblatt vom 4.12.2001 [19] Main-Post vom 6.5.1961 [20] Main-Post vom 29.1.1983 [21] Main-Post vom 18.2.1984

2.5 Umzug in ZOM und ZIM (S. 90-99)

[1] frendl. Mitteilung von Roland Ringelmann, stellv. Verwaltungsdirektor a.D. [2] Kurt Kochsiek: 50 Jahre Innere Medizin. In: WmM 22 (2003), S. 541-547, hier S. 547 [3] Volksblatt vom 4.10.2001 [4] Volksblatt vom 4.2.2006 [5] Volksblatt vom 29.8.2002

Bildquellennachweis

August-Karl-Bushe-Archiv, Wzbg.: 86 u., 87; Deutsches Zentrum für Herzinsuffizienz (DZHI): 93 o.; Geschichtswerkstatt Wzbg.: 57 u.; Slg. Jean Louis, München: 34; Slg. Alexander-Kraus, Wzbg.: 37, 43, 47 o., 48, 53, 55, 56; Luftbilddatenbank Dr. Carls, Estenfeld: 73; Slg. Andreas Mettenleiter, Wzbg.: 14/15, 16, 17, 18, 19 o., 20, 21, 22, 23, 25, 28/29, 33, 36, 38, 39, 40/41, 46, 47 u., 49, 50, 51, 59 u., 61, 62, 63, 65, 67, 75, 77, 79 u., 81, 84, 86 o., 98 u.; Daniel Osthoff, Wzbg.: 76; Privat: 59 o, 70, 71; Staatl. Bauamt Wzbg.: 94, 96; Stadtarchiv Wzbg.: 64; ©gmp International GmbH in Zusammenarbeit mit der Teamplan GmbH, Tübingen: 95; Universitäts-Bauamt Wzbg., Archiv: 57 o., 72, 74, 79 o., 80; Universitäts-Bauamt Wzbg, Foto Daniela Baumgärtner-Kerlin: 90, 91, 92; Univ.-Hautklinik Wzbg.: 32; Univ. Würzburg, Dekanat Med. Fakultät: 68, 69; Univ.-Klinikum Wzbg, Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit: 19 u., 93 u., 98 o., 99; Slg. Helmuth Ziegler, Wzbg. 45; Hascher Jehle Objektplanung GmbH, Berlin: S. 99 u.

Personenregister

Ackermann, Dankwart (1878-1965) 67,77, 78
 Bahls, Günter (1901-ub.) 56
 Bamberger, Heinrich v. (1822-1888) 17
 Bargou, Ralf (geb. 1961) 94
 Bartels, Helmut (1934-2016) 87
 Berchem, Theodor (geb. 1935) 84
 Bergmann, Ernst von (1836-1907) 49
 Bohndorf, Werner (1926-2011) 82
 Bömcke, Gustav (geb. 1909) 56, 102
 Branca, Alexander von (1919-2011) 84
 Branscheidt, Paul (1893/1943) 65
 Bundschuh, Eduard (1883-1965) 102
 Burger, Karl (1893-1962) 78
 Bushe, Karl-August (1921-1999) 87
 Chmelarz, Peter (+2015) 103
 Costrell, Edwin J. 78
 Döpfner, Julius (1913-1976) 71, 77, 79
 Eberth, Thomas (geb. 1975) 11
 Echter v. Mespelbrunn, Julius (1545-1617) 20, 36, 37, 100
 Ehrenfried, Matthias (1871-1948) 52
 Einsele, Hermann geb. 1958) 94
 Elmenau, Johannes v. (1896-1998) 72
 Erthal, Franz Ludwig v. (1739-1795) 16
 Ertl, Georg (geb. 1950) 91, 94
 Feldberg, Wilhelm (1900-1993) 72
 Fischer, Herwart (1885-1938) 53, 64
 Flury, Ferdinand (1877-1947) 56, 67, 77
 Frank, Leonhard (1882-1961) 34
 Franke, Hans (1911-2000) 81
 Frantz, Stephan (geb. 1970) 94
 Freudenberg, Ernst (1884-1967) 72
 Frey, Max von (1852-1932) 67
 Frosch, Matthias (geb. 1960) 5, 91
 Gagyor, Ildikó 98
 Gauß, Carl Joseph (1875-1957) 45, 52, 75
 Gay, Bernd (geb. 1941) 82
 Geier, Franz (?-?) 77
 Gerhardt, Carl (1833-1902) 46
 Gerhardt, Dietrich (1866-1921) 46, 49
 Gerlach, Joachim (1908-1989) 70, 88
 Gerull, Brenda 94
 Goppel, Alfons (1905-1991) 86
 Grashey, Hubert v. (1839-1914) 25, 27, 35, 100
 Groll, Hermann (1888-1947) 78
 Grünthal, Ernst (1896-1972) 60
 Hacker, Jörg (geb. 1952) 92
 Hackethal, Julius (1921-1997) 54
 Hagemann, Richard (1882-1978) 43, 51
 Hart, Alfred (1908-unbek.) 77
 Hausen, Harald zur (geb. 1936) 72
 Hellmann, Karl (1892-1959) 60
 Hellmuth, Otto (1896-1968) 52, 65, 73
 Hetzer, Rosa (1901-1940) 61
 Heyde, Werner (1901-1964) 53, 55, 56, 58, 60
 Höchstetter, Erna (1908-1981) 60
 Hoede, Karl 18971-1973) 56
 Hoeflmayer, Ludwig (1866-unbek.) 31
 Hoff, Ferdinand (1896-1988) 52
 Hohmann, Georg (1880-1970) 72
 Höppel, Margarete (1892-1940) 61
 Hornstein, Otto Paul (1926-2018) 78
 Horstig, Rudolf von (1858-1936) 30
 Hüb[n]er, Georg (17. Jh.) 21
 Hundhammer, Alois (1900-1974) 79
 Huppertz, Marcus 5, 91
 Jung, Friedrich (1915-1997) 82
 Kappis, Max (1881-1938) 63, 65
 Kirchmair, Heinrich (1896-1969) 82
 Kisker, Caroline (geb. 1964) 93
 Kiwisch von Rotterau, Franz (1814-1851) 17
 Knilling, Eugen von (1865-1927) 26
 Knoll, August (1858-1952) 72, 79
 Knorr, Maximilian ((1895-1985) 56, 65
 Köchel, Fritz (+1972) 103
 Kochsiek, Kurt (1930-2013) 87, 91
 Koelliker, Albert v. (1817-1905) 17
 König, Fritz (1866-1952) 32, 39, 42-44, 49, 51, 63, 97, 101
 König, Sarah 98

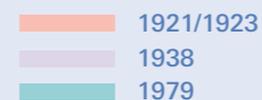
Kunkel, Mareike 103
 Künzer, Wilhelm (1919-2011) 66, 76, 102
 La Douceur, Brigitte, geb. Gerlach (geb. 1942) 70-71
 Lasne, Otto K. (1854-1935) 30, 48
 Lehmann, Dorothee (?-?) 77
 Lehmann, Johann Friedrich (1864-1935) 63
 Lehmann, Karl Bernhard (1885-1940) 26, 30, 38, 44, 63, 100
 Leimberger, Günter 91
 Leube, Wilhelm Olivier v. (1842-1922) 46
 Leven-Intze, Helene (1872-1968) 49
 Lohse, Martin (geb. 1956) 93
 Lommel, August (1878-1945) 30, 44, 48, 100
 Lommel, Eugen (1837-1899) 48
 Lommel, Felix (1875-1968) 48
 Lommel, Friedrich (1883-1967) 48
 Lubosch, Wilhelm (1875-1938) 60
 Ludwig I. (1786-1868) König von Bayern 33
 Ludwig II. (1845-1886), König von Bayern 33
 Luitpold (1821-1912), bayer. Prinzregent 32-33, 36, 39, 97
 Maack, Christoph (geb. 1972) 94
 Magnus-Alsleben, Ernst (1879-1936) 60, 68
 Manasse, Charlotte (1907-1998) 60
 Manasse, Paul (1866-1927) 68
 Martin, Josef (1884-1973) 78-80
 Marx, Hermann (1877-1953) 56, 68, 74
 Maschmann,, Jens (geb. 1969) 5, 91
 McCloy, Jay (1895-1989) 80
 Meyer, Max (1890-1954) 60, 68, 81
 Morawitz, Paul (1879-1936) 42
 Müller, Ludwig August v. (1846-1895) 24, 35
 Nederecker, Kaspar (1894-1869) 72
 Niederland, Ernst (1908-1967) 60
 Nieswandt, Bernhard (geb. 1968) 93
 Otto (1815-1867), König von Griechenland 33
 Pauli, Paul (geb. 1960) 9
 Reiners, Christoph (geb. 1946) 91
 Reinmüller, Johannes (1877-1955) 53, 64-65
 Rieger, Konrad (1855-1939) 20, 24-25, 27, 35, 38, 100
 Rieger, Philip (geb. 1975) 5, 91
 Rinecker, Franz von (1811-1883) 17, 22
 Rost, Georg (1870-1958) 48
 Sawade, Fritz, Pseud. für Heyde, Werner, s. dort

Scanzoni, Friedrich Wilhelm (1821-1891) 17
 Schaltenbrand, Georges (1897-1979) 55, 58, 78, 82, 88
 Schanz, Georg von (1853-1931) 39, 101
 Scheller, Heinrich (1901-1972) 81-82, 88
 Schleip, Waldemar (1879-1948) 78-79
 Schmidt[-Kehl], Ludwig (1891-1941) 52
 Schneider, Josef (1845-1927) 44, 50
 Schoenlein, Johann Lukas (1793-1864) 17
 Schönborn, Carl von (1840-1906) 24
 Schopenhauer, Artur (1788-1860) 11
 Schreiber, Laura (geb. 1963) 94
 Schuchardt, Christian (geb. 1969) 10
 Schülke-Schmitt, Renate (1947-2012) 90
 Schurz, Johann 103
 Schwalm, Horst (1904-1977) 85
 Seifert, Ernst (1887-1969) 53, 62-65
 Seifert, Otto (1853-1933) 63
 Sibler, Bernd (geb. 1971) 8
 Siebold, Adam Elias von (1775-1828) 16
 Siebold, Barthel von (1774-1814) 16
 Siebold, Carl Caspar von (1736-1807) 16, 24
 Siebold, Christoph (1767-1798) 16
 Simmenroth, Anne 98
 Simon, Anna 91
 Söder, Markus (geb. 1967) 6
 Stamm, Barbara (geb. 1944) 7, 94
 Stöhr, Philipp (1849-1911) 27, 100
 Störk, Stefan 94
 Streckler, Herbert (1894-1976) 60
 Ströder, Josef (1912-1993) 71, 81, 82
 Ter Meulen, Volker (geb. 1933) 92
 Textor, Cajetan von (1782-1860) 21
 Thaler, Johannes (1847-1920) 27, 101
 Thiede, Arnulf (geb. 1942) 92
 Toyka, Klaus (geb. 1945) 87
 Upilio/Opilio, Wilhelm (ca. 1540-1593) 21
 Victoria (1819-1901), Königin von England 33
 Virchow, Rudolf (1821-1902) 17, 97
 Vogel, Jörg (geb. 1967) 92
 Völker, Wolfram (geb. 1957) 98
 Wachsmuth, Werner (1900-1990) 69, 75, 77, 78, 81, 82, 103
 Wagner, Johann Peter (1703-1809) 21
 Wahls, Gotthold (1891-1970) 72

Walther, Philipp Franz v. (1782-1849) 21, 100
 Weis, Karl-Heinz (geb. 1927) 92
 Welz, Robert v. (1814-1878) 50
 Wilhelm II. (1859-1941), deutscher Kaiser 33
 Wilhelm, Franz Meinolph (1725-1794) 16, 22
 Wilms, Klaus (geb. 1939) 87, 94
 Wirths, Eduard (1909-1945) 55, 102
 Wollheim Ernst (1900-1981) 69, 80-82, 86
 Wullstein, Horst-Ludwig (1906-1987) 81, 85, 88
 Zieler, Karl (1874-1945) 53
 Zilcher, Hermann (1881-1948) 72
 Zutt, Jürg[en] (1893-1980) 78

Entwicklung des Luitpold-Campus
(alte Gebäudebezeichnungen)

- Bau 1 Verwaltung, Apotheke (ab 1950), evangel. Betsaal
- Bau 2 Katholische Kapelle
- Bau 3 Schwesternhaus, Zentralküche
- Bau 4 Medizinische Klinik (Krankentrakt)
- Bau 5 Medizinische Klinik (Hörsaalflügel)
- Bau 6 Chirurgische Klinik (Hörsaalflügel)
- Bau 7 Chirurgische Klinik (Krankentrakt)
- Bau 8 Kinder- und Säuglingsabteilung
- Bau 9 HNO-Poliklinik (später: Kinder-Poliklinik/Nuklearmedizin)
- Bau 10 Kinder-Poliklinik (später: Kinder-Poliklinik/Nuklearmedizin)
- Bau 11 HNO-Klinik (später: Dekanat/Fachschaft/Nuklearmedizin)
- Bau 12 Klinik für Haut- u. Geschlechtskrankheiten/HNO
- Bau 13 Klinik für Haut- u. Geschlechtskrankheiten/HNO
- Bau 14 Klinik für Haut- u. Geschlechtskrankheiten/HNO
- Bau 15 Wäscherei
- Bau 15A Wohnheim für Hausangestellte
- Bau 16 Kessel- und Maschinenhaus
- Bau 17 Professorenwohnhaus (ab 1938 Institut Hygiene und Mikrobiologie)
- Bau 18 Infektionsabteilung
- Bau 19 „Gerhardt-Bau“: Tuberkuloseabteilung
(nach 1954/55 Neurologie/Neurochirurgie, 1979 Urologie)
- Bau 20 Beamtenwohnhaus (s. Bau 27)
- Bau 21 Pathologie
- Bau 22 Frauenklinik
- Bau 23 Trafo
- Bau 26 Schwesternwohnheim
- Bau 27 Werkswohnungen
- Bau 28 Lungenchirurgie, später Herz-Thorax-Chirurgie
- Bau 29 Lungenklinik
- Bau 30 Institut für Rechtsmedizin
- Bau 31 Institut für Med. Strahlenkunde
- Bau 32 Institut für Virologie
- Bau 33 Institut für Pharmakologie und Toxikologie
- Bau 34 Kinderklinik (Neubau 1962)
- Bau 35 Kopfklinik: HNO-Klinik/Augenklinik
- Bau 36 Kopfklinik: Neurochirurgie/Neurologie/Neuroradiologie
- Bau 51 Schwesternwohnheim
- Bau 52 MTA-Schule
- Bau 53 Schwesternwohnheim
- Bau 54 Wohnheim Krankenpflegeschule



Luitpold-Campus heute

✚ Notaufnahmen

- Zentrale Notaufnahme UKW A2/A3
- Notaufnahme Kopfklinik mit Neurochirurgie/Neurologie/Stroke Unit B1
- Notaufnahme Frauenklinik/Entbindungsstation/Kreisssaal C15
- Notaufnahme Kinderklinik D31

Anlaufstellen für Patienten

- Anästhesiologie A2
- ▷ Schmerzambulanz A9
- ▷ Schmerzzentrum-Tagesklinik A9
- Augenklinik B2
- ▷ KVB-Praxis B2
- Blutspende A3
- Cafeteria (Kopfkliniken) B1
- Cafeteria Insel (ZOM/ZIM) A2/3
- Chirurgie I A1/2
- Chirurgie II A1/2
- Comprehensive Cancer Center Mainfranken (CCC MF) C16
- Deutsches Zentrum für Herzinsuffizienz (DZHI) A15

- Frauenklinik C15
- ▷ Entbindungsstation C15
- ▷ Perinatalzentrum C15
- Hautklinik D8
- ▷ OP D9
- Herz-/Thoraxchirurgie A1
- HNO-Klinik B2
- Kapelle katholisch D23
- Kinderklinik D31
- ▷ Onkologische Tagesklinik D31
- ▷ Stammzelltherapiezentrum D30
- ▷ Station Regenbogen D30
- ▷ Perinatalzentrum C15
- ▷ Poliklinik D6
- ▷ Sozialpädiatrisches Zentrum C5
- ▷ Station Seestern C6
- ▷ Station Wunderland C6
- ▷ Päd. Urodynamik C6
- ▷ Psychosozialer Dienst C13
- Klinikcafé (Altbereich) D25
- Medizin I A3/4
- Medizin II A3/4
- ▷ Interdisziplinäres Onkologisches Tagetherapiezentrum (IOT) A9
- ▷ Early Clinical Trial Unit (ECTU) A9/C16
- Netzwerk Hoffnung A3

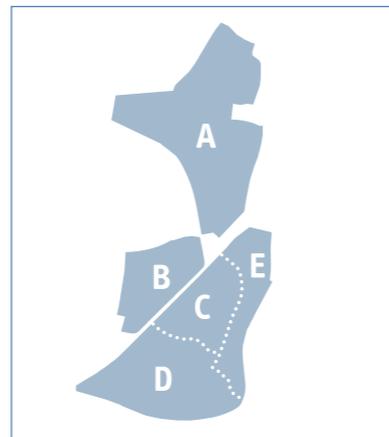
- Neurochirurgie B1
- Neurologie B1
- Neuroradiologie B1
- Nuklearmedizin A4
- Palliativstation B1
- Patientenfürsprecherin A3
- Psychosomatische Tagesklinik D12
- Radiologie A3
- ▷ Kinderradiologie/MRT II D31
- ▷ Mammographie C15
- ▷ MRT I/CT A2
- Seelsorge Altbereich D23
- Seelsorge ZOM/ZIM A1
- Strahlentherapie B2
- ▷ Bestrahlungsplanungs-CT, Station, Synergy 3 und PRIMUS L B2
- ▷ Synergy 1 A2
- ▷ Poliklinik B3
- ▷ Tagesklinik, Brachytherapie, Synergy 2 und PRIMUS M C15
- Transfusionsmedizin A3
- Urologie A2
- Zentrum Innere Medizin (ZIM) A3/4
- Zentrum Operative Medizin (ZOM) A1/2

Anlaufstellen für andere Personengruppen

- Betriebsarzt D4
- Dekanat der Medizinischen Fakultät D7
- ▷ Fachschaft Medizin D7
- ▷ Lehrklinik D5
- Gästeappartements A12
- Hygiene und Mikrobiologie E1
- ibdw Biobank A9
- IMIB (Molekulare Infektionsbiologie) D15
- INTUS A1
- Kinderkrankenpflegeschule A13
- Krankenpflegeschule A13
- MTA-Schule A11
- Pathologie E2
- Personalrat D13
- Personalspeiseraum (Altbereich) D26

- Pflegedirektion A3
- Pharmakologie und Toxikologie E6
- Physiotherapieschule A14
- Rechtsmedizin E3
- RVZ (Rudolf-Virchow-Zentrum) D15
- Schwerbehindertenvertretung A1
- Verwaltung D2
- ▷ Diätküche D27
- ▷ Hauptküche D24
- ▷ Personalabteilung D13
- ▷ Stabsstelle Medizinsicherheit C14
- ▷ GB 5 Technik und Bau D11
- ▷ Logistik und Verkehr C12
- Virologie und Immunbiologie E5
- Wohnheim II A10
- Wohnheim IV A12
- Wohnheim-Krankenpflegeschule A13

- ZEMM (Experimentelle Molekulare Medizin) E7
- ZINF (Zentrum für Infektionsforschung) D15



Dekane, Rektoren, Ärztliche Direktoren

Dekane der Medizinischen Fakultät

1921 Paul MANASSE (HNO) – 1922 Martin Benno SCHMIDT (Pathologie) – 1923 Fritz KÖNIG (Chirurgie) – 1924 Paul MORAWITZ (Innere Medizin) – 1925 Karl ZIELER (Dermatovenerologie) – 1926/1927 Ferdinand FLURY (Pharmakologie) – 1928/1929 Hans RIETSCHEL (Kinderheilkunde) – 1930 Carl Joseph GAUß (Frauenheilkunde) – 1931 Erich GRAFE (Innere Medizin) – 1932 Hermann MARX (HNO) – 1933 Hans PETERSEN (Anatomie) – 1934 Max KNORR (Hygiene) – 1936/1937 Hermann GROLL (Pathologie) – 1938/39 Erich GRAFE (Innere Medizin) – 1940-1944 Hans RIETSCHEL (Kinderheilkunde) – 1944/45 Karl HOEDE (Dermatologie) – 1945 Dankwart ACKERMANN (Physiologie) – 1947 Jürg ZUTT (Psychiatrie) – 1948 Max MEYER (HNO) – 1949 Curt SONNENSCHNEIN (Hygiene) – 1951 Werner WACHSMUTH (Chirurgie) – 1952 Hans SCHUERMANN (Dermatologie) – 1953 Hermann WOLF (Zahnheilkunde) – 1954 Wilhelm NEUMANN (Pharmakologie) – 1955 Heinrich SAAR (Gerichtsmedizin) – 1957 Georges SCHALTENBRAND (Neurologie) – 1958 Kurt NEUBERT (Anatomie) – 1959 Hans FRANKE (Innere Medizin) – 1960 Erich BAUEREISEN (Physiologie) – 1961 Ernst WOLLHEIM (Innere Medizin) – 1962 Horst WULLSTEIN (HNO) – 1963 Hans-Werner ALTMANN (Pathologie) – 1964 Horst SCHWALM (Gynäkologie) – 1965 Rudolf NAUJOKS (Zahnheilkunde) – 1966 Wolfgang SCHWERD (Rechtsmedizin) – 1967 August RÜTT (Orthopädie) – 1968 Erich BAUEREISEN (Physiologie) – 1969 Helmut RÖCKL (Hautkrankheiten) – 1970 Theodor Heinrich SCHIEBLER (Anatomie) – 1971 Karl Heinz WEIS (Anästhesiologie) – 1973 Johannes LANG (Anatomie) – 1975 Erich BAUEREISEN (Physiologie) – 1977 Otto SCHRAPPE (Psychiatrie) – 1979 Karl-Heinrich WULF (Frauenheilkunde) – 1981 Karl-August BUSHE (Neu-

rochirurgie) – 1983 Volker TER MEULEN (Virologie) – 1985 Gerhard NISSEN (Kinder- und Jugendpsychiatrie) – 1987 Stefan SILBERNAGL (Physiologie) – 1989 Kurt KOCHSIEK (Innere Medizin) – 1991 Hans Konrad MÜLLER-HERMELINK (Pathologie) – 1994 Klaus WILMS (Innere Medizin) – 1996 Klaus TOYKA (Neurologie) – 1998 Volker TER MEULEN (Virologie) – 2002 Stefan SILBERNAGL (Physiologie) – 2004 Georg ERTL (Innere Medizin) – seit 2006 (ab 2021 hauptamtlich): Matthias FROSCH (Hygiene/Mikrobiologie).

Rektoren der Universität aus der Medizinischen Fakultät

1921/22 Karl WESSELY (Augenheilkunde) – 1927/28 Franz SCHIECK (Augenheilkunde) – 1931/32 Ferdinand FLURY (Pharmakologie) – 1933-1935 Herwart FISCHER (Gerichtsmedizin) – 1935-1937 Johannes REINMÖLLER (Kieferchirurgie) – 1938-1945 Ernst SEIFERT (Chirurgie) – 1945 Ferdinand FLURY (Pharmakologie) von der US-Militärverwaltung eingesetzt – 1951-1953 Max MEYER (HNO) – 1958/59 Curt SONNENSCHNEIN (Bakteriologie, Hygiene, Tropenmedizin) – 1963/64 Ernst WOLLHEIM (Innere)

Ärztliche Direktoren des Luitpoldkrankenhauses

(1921 Dietrich GERHARDT) – 1921 Fritz KÖNIG (Chirurgie) – 1935 Hermann MARX (HNO) – 1946 (eingesetzt) / 1947 (gewählt) Werner WACHSMUTH (Chirurgie) – 1964 Ernst WOLLHEIM (Innere Medizin) – 1969 Helmut RÖCKL (Hautkrankheiten) – 1984 Karl Heinrich WULF (Frauenheilkunde) – 1994 Kurt KOCHSIEK (Innere Medizin) – 1997 Klaus ROOSEN (Neurochirurgie) – 2001 Christoph REINERS (Nuklearmedizin) – 2016 Georg ERTL (Innere Medizin) – 2021 Jens MASCHMANN (Kinderheilkunde)

